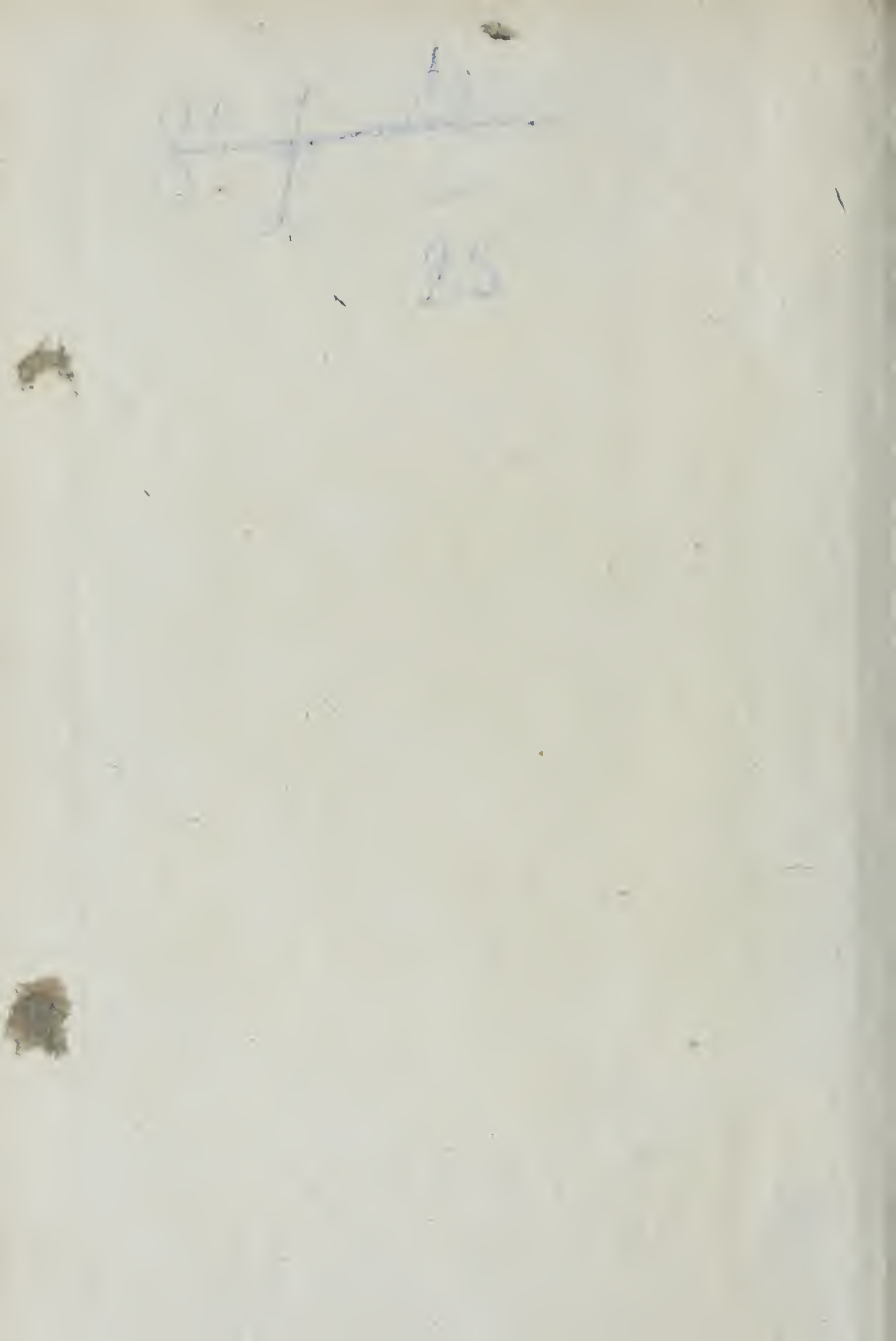
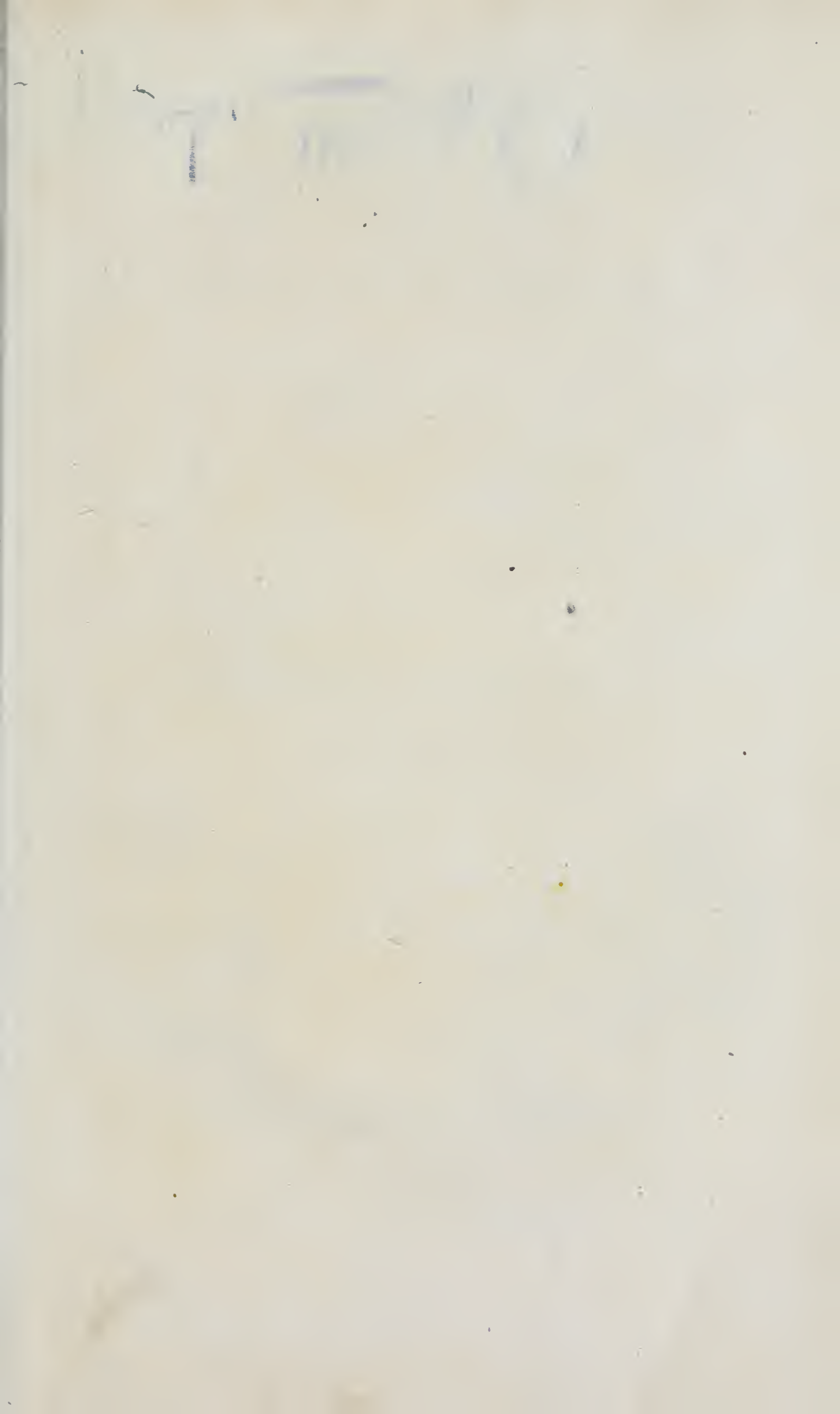






Helios der Titan

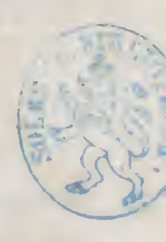
oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

von

dem Verfasser des Natalis.



Drittes Heft.

Leipzig 1804,
bey Heinrich Gräff.

Vorrede.

Ein Freund aus Deutschland schreibt mir folgende Worte: „Das erste Heft des Helios ist ungünstig beurtheilt worden, weil der Titel nicht mit dem Inhalt des Buchs übereinstimmt.“ Da ein Freund mir so schreibt und nichts weiter hinzusetzt, so glaube ich, er sey mit Bedacht leicht über die Sache hinweggegangen, um mir nicht wehe zu thun, und bilde mir ein, das Urtheil sey sehr ungünstig ausgefallen, und der Tadel sey heftig.

Ich kann es nicht läugnen, daſs mir dies unangenehm, sehr unangenehm ist, und daſs ich sehr gewünscht habe, günstig beurtheilt zu werden; ja ich muſs hinzusetzen, daſs ich geglaubt habe, es würde geschehen.

Es kann sehr leicht seyn, daſs ich mich

über den Werth des Helios irre, da ich der Verfasser davon bin, und also natürlich mein Kind liebe; aber ich habe nie eine blinde Liebe zu meinen Kindern gehabt, ich kann Tadel ohne Unwillen anhören, und eine scharfe Kritik ist mir sogar lieb, weil ich daraus lerne.

Dessen ungeachtet habe ich, auch nach aufrichtiger Prüfung, einige Gründe, den Helios zu vertheidigen, und zu glauben, das Urtheil hierüber hätte nicht ungünstig ausfallen sollen. Er ist die erste Zeitschrift in dieser Art, er wird in einer Entfernung von 300 deutschen Meilen geschrieben, und zwar an einem Orte, wo sehr viel Merkwürdiges, wo fast eine neue Welt ist, und es waren sehr grofse Schwierigkeiten zu überwinden, ehe dies geschehen konnte, Schwierigkeiten, die nur wenige Schriftsteller überwinden können. Dies ist mindestens etwas.

Aber mag er tausend Meilen von Deutschland, mag er in einer ganz neuen Welt geschrieben werden, und die Schwierigkeiten der

Unternehmung mögen fast unbesiegbar scheinen, der Inhalt desselben kann doch schlecht ausfallen. — Auch dies darf ich nicht zugeben, wenn ich billig gegen mich seyn will, und irgend etwas urtheilen kann. Urtheilen aber muſs ich können, denn ich bin in Neapel, ich kenne die beschriebenen Sachen, und meine Beschreibung besser, als irgend jemand, und fühle, daſs im Helios etwas geleistet worden ist.

Es kann seyn, daſs besser, edler, und interessanter über Neapel geschrieben worden ist, aber wahrer, und treuer noch nie. Dies sage ich mit Zuversicht. Die Sachen sind hier, so wie sie im Helios dargestellt werden, nicht verschönert, nicht verschlimmert, nicht durch ein gefärbtes Glas angeschaut, nicht durch Vorurtheil entstellt; dies werden alle sagen, die Neapel nach der Revolution kennen, und dies sagen mir alle, die den Helios hier lesen.

Aber vielleicht taugt der Gang des Helios nicht, vielleicht sind keine wichtigen Dinge

darin aufgestellt, vielleicht ist keine allgemeine Uebersicht der Gegenstände, keine Beurtheilung im Ganzen gegeben worden. — Dies Letzte habe ich nicht gewollt, und aus Gründen nicht gewollt. Neapel ist kein systematisches Buch, kein Compendium irgend einer Wissenschaft, es ist eine kleine Welt mit unendlicher Mannigfaltigkeit, und auf jedem Blatt in diesem grofsen Werk ist etwas anderes geschrieben, oft etwas Widersprechendes. Wie kann dies alles unter eine Ansicht gebracht werden? In Khiaja gilt vieles, was an dem andern Ende der Stadt in Furia durchaus nicht gilt, und in der Gegend der Magdalenenbrücke ist vieles wahr, was bey Capo di Monte gänzlich unwahr ist. Wer will im Allgemeinen darüber zu urtheilen wagen? Wer es thut, der irrt sich, und täuscht seine Leser. Nur äufserst wenige Züge kann man von dem Ganzen zusammen fassen, und diese lassen sich immer durch viele specielle Züge am besten anschaulich machen.

Dessen ungeachtet hätten wichtige Dinge, wichtige specielle Gegenstände dargestellt werden können. — Allerdings; und ich glaube, dies ist geschehen. Viel Grofses in der Natur und Kunst ist vor der Hand daheim gelassen: aber mit Bedacht. Manches Kleine und Unwichtige, wovon noch niemand schrieb, ist wichtiger, als das Grofse und absolut Wichtige, das schon in hundert Büchern abgehandelt ist. Die seltsamen Gebräuche in Neapel, diese unwichtig scheinenden Bemerkungen schildern das jetzige Parthenope besser, als alle Beschreibungen älterer und neuerer Kunstwerke, als alle Reisen nach Pästum und Pompeji, und Puzzolo, als alle Urtheile im Ganzen. Doch wird auch dies seinen Platz finden; nur Geduld, Geduld!

Rom und Neapel sind ein Paar Worte, die sehr viel sagen, und viel verlangen lassen. — Wohl; aber nicht in einem Heft. Man mufs den Anfang machen, etwas zu geben, und der Billige mufs zufrieden seyn.

wenn dies etwas zweckmäfsig ist. Der Mahler kann eine Stadt auf einmal mit allen ihren Thürmen und Gipfeln, ja mit den Gegenständen neben ihr, mit Bergen und Wäldern und Flüssen darstellen; dem Schriftsteller ist dies der Natur der Sache nach unmöglich, und er kann nur das Einzelne herausheben, um sich zu dem Ganzen allmählig den Weg zu bahnen. Dies habe ich gethan, und was ich bis jetzt schrieb, hat mindestens den Vorzug, dafs es aus keinen Büchern, von keinem Hörensagen, sondern durch unmittelbares Anschauen und eigne Prüfung entstanden ist.

Verlangt jemand, dafs über Rom und Neapel so geschrieben werden soll, wie man über London und Paris etwa schreiben kann, so verlangt er etwas, das ihm ein Erröthen abjagen sollte, und das er nicht verlangen würde, wenn er nur einen Blick hieher gethan hätte. Ich will ihm zu seiner Beruhigung nur einige Worte ins Ohr sagen: In Rom und Neapel ist keine Publicität, kein fliegendes

Blatt, keine Litteratur, hier muſs man alles, was man von neuern Dingen sagen will, mit eignen Augen und Ohren wahrnehmen, hier kann man nicht in der Studirstube studiren, man muſs das groſse Buch, das man beschreiben will, selber aufschlagen, und das Blättern darin ist oft etwas schwer. Dessen ungeachtet ist dies im Helios immer geschehen, und meine Quellen waren keine Bücher, sondern Rom und Neapel.

Sollte dies kein Vorzug des Werks seyn, sollte ein billiger Richter nicht gerade dadurch Gelegenheit haben, etwas Gutes davon zu sagen? Das Publikum ist, so viel ich weiſs, zufrieden, die Sachen werden mit Vergnügen gelesen, weil vieles darin noch nie berührt ist, und meine Freunde machen mir Lobsprüche darüber. Dies letzte soll nichts beweisen, denn es kann in Güte und Freundschaft seinen Grund haben; aber ich darf doch auch kein zu ungünstiges Urtheil von meiner Schrift fällen, weil mich dies niederschlagen und meine

künftigen Arbeiten wirklich schlecht machen würde.

Es wäre etwas Erschreckliches, wenn der Beurtheiler einer Schrift das wirklich nehmen könnte, was er ihr in der Kritik abspricht; dann wäre eine Recension etwas sehr Fürchterliches, eine wahre Seelenmörderin, die Vertilgerin des höchsten Schönen und Guten, und wir würden in unserer ganzen Litteratur fast nicht ein einziges gutes Werk besitzen. Alles Geistvolle darin wäre schon längst hingemordet. Aber, Dank sey dem Apoll und den Musen, das vermögen alle Recensionen der Erde nicht, und dies gereicht mir auch bei meinem unwichtigen Helios zum Trost; es kann ihm kein einziger guter Gedanke durch eine böse Beurtheilung genommen werden.

Die Stelle in dem Gedicht über das Klima:

Empfange mich in deinem Schoofs,
Sorrento, reizendes Gefilde,
Und mache mich durch deines Himmels Milde
Von dem Gefühl der bangen Krankheit los!

Diese Stelle behält einen angenehmen Fall, und wenn zehn Recensenten das Gegentheil sagen. Die bald folgende Beschreibung des Winters:

> Hoch sitzt er dort auf einem Throne,
> Von nakten Felsen aufgebaut,
> Von denen er, dem sanften Lenz zum Hohne,
> Weit herrschend in die Thäler schaut.
> Aus seiner Rechten sinkt ein Meer von Schnee hernieder,
> Die Linke thürmt ein Eisgebirg' empor, u.s.w.

bleibt dichterisch, und wenn sie auch in der Beurtheilung als das elendeste Machwerk beschrieben würde. Das Gedicht über den Somma und Vesuv bleibt das Einzige bis jetzt in dieser Art Fabeln, und über diese merkwürdigen Berge; die Beschreibung der Peterskirche bleibt der Sache angemessen; die Worte zum 1sten Jan. 1802. bleiben wahr, die theatralischen Bemerkungen richtig, und überhaupt bleibt sehr vieles neu, was man im He-

lios findet, und wenn auch die Beurtheilung es unter aller Kritik erklärt.

Das ist freilich ein Trost, und man lernt nach den ersten unwilligen Augenblicken eine ungünstige Recension als das betrachten, was sie ist, als die Beurtheilung eines einzigen Menschen, auf dessen Gedanken viele Nebendinge Einflufs haben konnten: jedesmalige Gemüthsstimmung, Abweichung seiner Meinung von der unsrigen in religiösen, politischen, oder philosophischen Sachen, Privathafs, eine andere Manier zu denken und zu schreiben u. s. w. Auch würde man unter den jetzigen Umständen wenige Rücksicht weder auf eine günstige noch auf eine ungünstige Recension nehmen dürfen, wenn es nicht noch immer Menschen gäbe, die gleichsam daran glaubten, die nicht selber prüften, die noch immer mindestens den dunkeln Wahn hätten, ein Recensent sey, vermöge seines Berufs schon, ein gelehrter, unparteiischer, talentvoller, und selbst

in der Sache, die er beurtheilt, bewanderter Mann. Ach, wie sehr irren sie sich! Ich habe unsere talentvollsten und berühmtesten Schriftsteller auf das hämischste kritisirt, alles irgend Fehlerhafte auf das bitterste herausgehoben, und ihr Gutes übergangen gesehen, ich habe nachher ihre Recensenten erforscht, etwas von ihnen gefunden, und etwas so elendes gefunden, daſs jene Männer sich geschämt hätten, es im achtzehnten Jahr zu schreiben. Ich habe manche Bücher hoch gepriesen gesehen, sie gelesen, und etwas schulgerechtes ohne Geist, ohne Leben, ohne Verdienst gefunden, ich habe in andern gänzlich verworfenen Büchern viel Vortrefliches entdeckt, ich habe nur höchst selten eine Recension gefunden, die ein Werk in seinem wahren Licht darstellte. Ist es möglich, daſs man nach diesen Erfahrungen noch Zutrauen zu Recensionen haben kann?

Vielleicht sagt jemand, daſs man eben

deshalb nicht darauf achten, und sie ganz mit Stillschweigen übergehen müsse. Er hat Recht; besonders, da der Schriftsteller bei der Selbstvertheidigung immer im Nachtheil gegen den Recensenten steht. Dieser hüllt sich in ein tiefes Dunkel, und alle auf ihn abgeschossene Pfeile treffen ihn nicht selbst; jener steht öffentlich da, und die Augen richten sich bei dem Zank nur auf ihn. Dieser hat eine fremde Sache angegriffen, und kann ganz freimüthig davon reden, jener hat seine eigene zu vertheidigen, und kann dabei sehr leicht ruhmredig erscheinen, auch wenn er die bloſse Wahrheit sagt.

Es ist daher unstreitig das beste, zu schweigen, wenn man in einer Recension gekränkt ist, und ich würde dies thun, wenn ich mich in Deutschland befände; hier, in einer so weiten Entfernung betrachte ich mich gleichsam als den dritten Mann, da die Sache keinen so tiefen Eindruck auf mich machen

kann, da ich blos weiſs, daſs die Recension ungünstig ausgefallen ist, und daher ohne Leidenschaft schreibe.

Es kann seyn, daſs mein Recensent nicht vermag, zehn Reihen solcher Verse zu schreiben, als im Helios vorhanden sind, es kann seyn, daſs er nicht eine Seite anschaulich darstellender Prosa zu schreiben im Stande, und durchaus kein Mann von hinlänglicher Beurtheilungskraft und Kenntnissen ist; in diesem Fall würde es mich gereuen, diese Vertheidigung geschrieben zu haben. Es kann aber auch seyn, daſs das Gegentheil Statt findet, daſs er ein Mann von Talenten und Kenntnissen ist, daſs er selber Rom und Neapel kennt, und also zu urtheilen weiſs. Sollte dies seyn, so, muſs ich gestehen, würde das ungünstige Urtheil groſsen Eindruck auf mich machen, und es könnte mich dahin bringen, die Feder niederzulegen.

Genug davon! Hat mir der Recensent Unrecht gethan, so wird er bei denen, die das Buch und die Recension vergleichen, den Unwillen auf sich lenken, hat er Recht, so wird ihr Unwille mich treffen; und es sind der Einsichtsvollen in Deutschland genug, die zu unterscheiden wissen, ob eine Schrift günstig oder ungünstig beurtheilt zu werden verdient.

Inhalt des dritten Hefts.

Das

Das

Fest Piedegrotte

am 8ten September 1802.

Grofse Städte, besonders in katholischen Ländern, haben gewöhnlich ein jährliches Fest, das vor andern hervorleuchtet. In Palermo ist das berühmte Fest der heiligen Rosalia, in Venedig war einst das Himmelfahrtsfest, wo der Doge sich mit dem adriatischen Meer vermählte, in Rom ist die Kuppelerleuchtung oder vor demselben noch das Karneval u. s. w. Das Fest, das Neapel für das gröfste hält, ist das Piedegrottenfest, welches jährlich den 8ten September zu Ehren eines wunderthätigen Marienbildes gefeiert wird. Der Sitz dieses Marienbildes ist eine kleine Kirche dicht am Pausilipp, also an einem entfernten Ende der Stadt

Die Kirche entstand schon am Ende des zwölften Jahrhunderts, und zwar durch die Frömmigkeit einiger Neapolitaner. Diese konnten etwas nicht ertragen, das die jetzigen Neapolitaner sehr gut ertragen, und das überhaupt eine merkwürdige Antiquität seyn würde: die Ueberbleibsel und das Andenken von einem Tempel des Priapus. Nicht weit von dem Eingange der pausilippischen Höhle nämlich stand in den ältesten Zeiten ein Tempel, diesem Gotte, von dem Pausanias, Horaz, Katull und Virgil uns manches erzählen, gewidmet. Nächst der Verehrung, die ihm als Gott über die Diebe, die Vögel und die Gärten gebührte, wurde in seinem Tempel auch eine gewisse *religio nocturna* getrieben, über die ich mich hier weiter nicht verbreiten will; die Erwachsenen werden verstehen, was hierunter gemeint ist, und wenn die Kinder es nicht verstehen, so ist es recht gut für sie.

Genug, eine Menge frommer Neapolitaner damaliger Zeit konnte das Andenken an den nächtlichen Götzendienst der Heiden nicht er-

tragen; sie vertrieben also den Priapus aus seinem Bezirk und erbauten dafür der Jungfrau Maria eine kleine Kirche. Welch ein Sprung von dem frommen, bescheidenen Bilde der heiligen Jungfrau, bis zu der garstigen und schamlosen Gestalt des Priapus, der seiner ganzen Geschichte und Verehrung nach nichts weniger als ein Junggeselle war!

Seit fünfhundert Jahren also befindet sich am Fuſse des Pausilipp und seiner Grotte eine Kirche der heiligen Maria, die von ihrer Lage den Namen Piedegrotte hat. In dieser langen Zeit hat sie einige Veränderungen erlitten, ist verlassen worden, ist im Jahr 1353 wieder aufgebauet, ist 1452 dem Alphonsus von Aragonien überlassen, im Jahr 1493 aber den Domherren, und hat seit dieser Zeit ihre jetzige Gestalt erhalten.

Zu dieser Kirche also wallfahrtet jährlich die Königliche Familie in Neapel mit dem ganzen Hofstaat, und mit der gröſsten Pracht, worin der Hof öffentlich erscheinen kann. Es ist leicht einzusehen, daſs bey dieser Gelegenheit

sich etwas zeigen muſs, das man nicht alle Tage sieht. Aber nicht allein die Pracht des Hofes und dessen Atmosphäre schmückt dies Fest, ganz Neapel samt der umliegenden Gegend tragen dazu bey.

Neapel ist sehr volkreich, und an manchen Orten ist das Gedränge so groſs, wie wahrscheinlich in keiner Stadt in der Welt; aber an dem Piedegrottefest wird die Menschenzahl noch um viele Tausende vermehrt, die von allen Seiten herbeykommen, und ein sehr buntes Gemählde bilden.

Wie groſs die Sehnsucht sey, diesem Fest beyzuwohnen, das kann man auch aus einem seltsamen Umstande schlieſsen, der, soviel ich weiſs, noch von keinem Schriftsteller erwähnt ist. Die Landmädchen um Neapel her lassen häufig in den Ehecontract setzen, daſs der Mann gehalten seyn soll, sie zum Piedegrottenfest nach Neapel zu führen. Man kann also denken, wie viele Menschen sich zu demselben in Neapel versammeln, und da die Landleute hier umher äuſserst seltsame Trachten haben,

so gewährt dieſs ein sonderbares Schauspiel. Ich habe Bauerweiber mit rosenrothen seidnen Röcken und Jacken gesehen, die mit Gold besetzt waren, ich habe Mädchens gesehen, die alle Farben des Regenbogens an sich trugen, und Bauerkerls, die wie Harlekins aussahen. Viele Frauenzimmer vom Lande sind wie alte Israelitinnen gekleidet, und die meisten haben ein plattes weiſses Tuch auf dem Kopf liegen, von dem breite Streifen mit Spitzen besetzt herabhängen.

Diese Wesen kommen auf Eseln, auf Pferden, auf Wagen, und zu Fuſs, und vermehren das Farbigte der neapolitanischen Welt. Am Morgen des Festes fand ich einen deutschen Historienmahler in der Villa, der dahin gekommen war, um die Physiognomien der Landleute zu studiren; ich war in einer ähnlichen Absicht gekommen, nämlich, um ihre seltsamen Trachten zu beobachten. So seltsam aber auch diese ländlichen Figuren sind, so verlieren sie sich dennoch unter das Meer von Menschen, das in Neapel wogt, und niemand achtet auf sie.

Das Fest kündigte sich schon einige Tage vorher an, und besonders den 5ten September, als den Sonntag vorher. An diesem Tage war die sogenannte Incoronatio oder Krönung des Marienbildes, das vorher noch keine Krone gehabt hatte. Der Donner der Kanonen, eine Feier vom Morgen bis zum Abend in der Kirche, und ein grofses Feuerwerk zeichneten diesen Tag aus. In der Strafse, die zu derselben führt, war eine Ehrenpforte errichtet, und überhaupt allerhand Schmuck angebracht.

Am Tage vor dem Fest befand ich mich in der Kirche. Sie war überall mit Gewändern und Festons ausgeschmückt, fast alle Fenster hatte man verhangen, und es herrschte eine feierliche Dunkelheit darin. Das wunderthätige Bild erblickte man über dem Altar, und es war mit der neuen Krone geschmückt. Was es für Wunder thut, weifs ich nicht, man müfste denn das dahin rechnen, dafs es jährlich so viele Menschen, Pferde und Wagen zu sich hinzieht, und am 8ten September eine Menge demüthi-

ger Christen, mit einigen Millionen Brillanten geschmückt, um sich erblickt.

Am Morgen des Festes wogte es vorzüglich in dem Theil der Stadt, der Khiaja heifst, von Menschen, denn in diesem Theil wird das Fest eigentlich begangen. An der Villa, wo man sonst nichts verkauft, wurden heute eine Menge Sachen feilgeboten, besonders Feigen, Weintrauben, Melonen, Liqueurs und Arten kleiner Prezeln dazu. Auch hatte sich ein Marionettenspieler mit seiner kleinen Bude hier angesiedelt, und der Pulcinell machte seine Capriolen.

Nach Tische traten die Truppen unters Gewehr, und formirten eine Reihe von dem Königlichen Pallast an bis zur Kirche Piedegrotte. Dies ist eine Entfernung von vielleicht 3000 Schritten. Sie standen mit dem Rücken gegen das Meer, und mit dem Gesicht gegen die Häuser, an welchen eine eben so lange Reihe Volk herunterstand. Zwischen demselben und dem Militär wurde ein leerer Raum erhalten, damit sich der Zug ungehindert fortbewegen könne.

Am Ufer des Meers, zwischen der Villa und dem Pausilipp, waren eine Menge Kanonen aufgefahren, mit der Mündung gegen das Meer gerichtet, und von den Kastellen wehten die Königlichen Fahnen.

Ich begab mich Nachmittags ungefehr um vier Uhr zu einem Freunde, der einen Balkon nach dem Meer zu hat. Es war ein Anblick, wie man ihn durchaus nur in Neapel haben kann, der sich hier darstellte, denn eine Menschenzahl, wie sie das Auge hier entdeckte, ist nur in wenigen Städten in der Welt zusammen zu bringen, und eine Umgebung, wie sie diese Menschenzahl hat, ist nur hier allein. Vom Anfang der Villa an bis zum Pausilipp, eine Strecke am Meer mindestens 1800 Schritt lang, und an vielen Orten über 100 Schritt breit, war alles nur eine Menschenflut, die unordentlich untereinander wogte. Es ist sehr schwer, die Zahl so vieler Menschen zu bestimmen, weil das Auge nicht gewöhnt ist, sie zu sehen, und also noch keinen Maſsstab dafür hat; aber es schien mir als sähe man ungefehr 200,000

Menschen. Dies ist eine gröſsere Anzahl, als überhaupt in Rom oder in Berlin sind. Wo sind so viel Menschen auf einer Stelle zu finden?

Hinter dieser bunten Menschenflut wogte das erhabene einfarbige Meer, und dies hatte wieder seine Umgebung vom Pausilipp, der Insel Capri, und der Gebürgskette bey Sorrento. Auch hatte es hie und da gleichsam ein buntfarbiges Kleid angezogen, denn einige Schiffe legten sich gegen Khiaja über, die alle ihre Flaggen, also wohl hundert farbige Streifen, wehen lieſsen.

Alle Balkons, alle Fenster, alle Dächer waren mit Menschen angefüllt; nicht auf der Erde allein, auch in den Lüften schwebten die Zuschauer. Gemeine Leute, die an der Straſse wohnen, wo der Zug vorbeygeht, vermiethen an diesem Tage ihre Balkons zu einem hohen Preise, vielleicht für das Drittel von dem, was die Wohnung das ganze Jahr hindurch kostet. Vornehme nöthigen ihre Freunde zusammen, und bewirthen sie an diesem Tage; eine solche Bewirthung muſs man doppelt hoch aufnehmen,

weil man auch den Genuſs des festlichen Anblicks nach auſsen zu dabey hat.

Zwischen vier und fünf Uhr ward ein Kanonenschuſs gehört, und dies war das Zeichen, daſs der König den Palast verlassen hatte, und in den Wagen gestiegen war. Ungefehr nach einer kleinen halben Stunde näherte sich der Zug langsam.

Es ist nicht möglich, alles ins Gedächtniſs zu fassen, was man bey einem solchen Aufzuge sieht, und auch alles verdient dies nicht. Nur etwas von dem Merkwürdigen.

Zuerst erschien der Stadtwagen, in welchem die höchsten Magistratspersonen der Stadt sich befinden. Er ist sehr groſs und schwer, und es scheint, als wenn ein ganzes Haus sich fortbewege. Hinter demselben fuhren in langen Reihen Hofpersonen, Minister, hoher Adel u. s. w. Es war deutlich auch von weitem schon zu bemerken, wo die Königliche Familie sich befand; denn je nachdem sie sich näherte, neigten sich immer die Fahnen des Militärs, bey

denen sie vorbeyfuhr. Dieser Anblick hatte viel Feierliches.

Vor der Königlichen Familie fährt bey solchen öffentlichen Prachtzügen immer der Staatswagen, worin sich niemand befindet, und der blos oben mit grofsen nickenden Straufsfedern geschmückt ist. Der Kutscher des Staatswagens, so wie der übrigen Wagen, worin die Königliche Familie sich befindet, hat ein besonderes Costüm. Er sitzt mit blofsem Haupt auf dem Bock, und ist so frisirt, als wenn er eine Alongenperücke aufhätte. Die Haare hängen ihm nämlich in lauter kleine Locken gekrümmt bis auf den halben Rücken herunter. Dies macht mit der übrigen bunten Livree einen seltsamen Contrast.

Der Wagen des Königs war mit acht braunen Pferden im goldenen Geschirr bespannt, und oben ebenfalls mit grofsen weifsen Straufsfedern geschmückt. Er hatte, so wie die meisten grofsen Prachtwagen, an jeder Seite drey Fenster, und man bemerkte den König und die Königin sehr deutlich darin. Sie grüfsten zu Zei-

ten heraus, und die Königin warf auch einen grüſsenden Wink auf unsern Balkon, weil sie die Marchese Berio darauf erkannte. Der König war in seiner weiſsen militärischen Uniform, und die Königin mit Fächer und einer groſsen Menge Brillanten geschmückt. Man schätzt den Schmuck, den sie bey solchen Festen trägt, auf eine halbe Million neapolitanische Ducaten. Ich verbürge diese Angabe nicht, und kann durchaus nicht beurtheilen, ob sie höher oder niedriger bestimmt werden muſs. Genug die Königin war fast ein Brillant. Hinter dem Wagen des Königs kam der Wagen des Kronprinzen, der für diesmal ohne Gefährten war, denn die Kronprinzessin war seit einem Jahr todt. Dem Anscheine nach wird er das künftige Jahr Gesellschaft haben.

Hinter ihm fuhren die Prinzessinnen, und hinter diesen der Prinz Leopold, dessen Wagen sich durch eine starke Vergoldung von oben bis unten auszeichnete. Er schien aus Platten von massivem Golde gemacht zu seyn. Die gröſsten Prachtwagen aber waren nicht mehr

vorhanden, und der König fuhr in einer neuen Kutsche; jene hatte das Ungeheuer der Revolution mit den unzählbaren andern Dingen zerrissen und verschlungen.

Hinter der Königlichen Familie kam der weibliche Hofstaat, und eine Menge Wagen mit Prinzen, Duca's, Marchesen, und ihren Gattinnen angefüllt, denn diese Titel sind hier nicht so selten.

Man kann denken, dafs bey einem solchen Aufzuge alles im höchsten Glanz erscheint, und wenn man ihn innerhalb der Wagen nicht bemerkt, so kann man ihn schon aus der äufsern Umgebung schliefsen. Eine Menge Läufer und Bediente gehen bey jedem Wagen, und tragen schwer an den goldenen oder silbernen Schabaracken, die man ihnen aufgelegt hat. Denn hier sucht man sich der Bedienten weit mehr als an andern Orten zu bedienen, sich einen gewissen Glanz zu geben.

Das Costüm der Hofdamen war seltsam. Sie waren in grofsen Reifröcken, die kaum Platz im Wagen hatten, und ihre Kleider waren aus

einem Zeuge von einem schmuzigen, braungelben Roth mit goldenen Blumen. Ich weifs nicht, ob man Unrecht hätte, es für eine Art weiblicher Livree an Gallatagen zu halten.

Was aber besonders bey dem Zuge in die Augen fiel, waren die schönen Pferde. Wer ein Liebhaber von diesen Thieren ist, dem würde das Fest Piedegrotte schon um ihrentwillen sehr feierlich seyn. Die neapolitanischen Pferde zeichnen sich vorzüglich durch etwas aus: durch lange und starke Mähnen.

Auch bey Menschen hält man ein schönes, dickes Haupthaar für eine Zierde; aber bey Pferden, deren Haupt unbedeckt und in seiner vollen Natur ist, wird diese Zierde noch weit merkbarer. Die Mähnen hängen hier nicht, wie bey uns, an einer Seite, sondern sie sind in der Mitte abgetheilt, und fliefsen an beyden Seiten des Halses, so dafs der Kopf des Pferdes, wie ein Menschenhaupt, aus einem wallenden Schatten von Haaren hervorsieht. Dies gibt ihm ein aufserordentliches Feuer und eine grofse Schönheit. Vor allen andern zeichneten sich

hierin die Pferde des Kronprinzen aus; ich hatte vorher keinen Begriff von so langen und starken Mähnen gehabt, und glaube, seitdem ich sie gesehen habe, daſs darin die gröſste Schönheit eines Pferdes bestehe. Man könnte dies Fest nicht mit Unrecht das Fest der schönen Pferde nennen.

Fragt man, worin es sonst bestehe, so ist die Antwort sehr kurz. Der König fährt in der oben beschriebenen Procession nach der kleinen Kirche Piedegrotte, unweit des Pausilipp, um dem dortigen Marienbilde seine Verehrung zu beweisen, hört dort eine Musik, empfängt einen Blumenstrauſs von einem Priester, und kehrt sodann in der nämlichen Ordnung langsam nach seinen Pallast zurück. Dies ist die ganze Feierlichkeit.

Die Entfernung von dem Königlichen Palaste bis zu diesem Ende der Stadt mag eine starke Viertelmeile betragen, und weil der Zug sehr langsam geht, so währt er beinahe eine Stunde. In der Kirche verweilt der Hof ungefehr eine halbe Stunde, und in dritthalb

Stunden also ist dies weltberühmte Fest geendigt.

Die sitzende Jungfrau.

Um den Anfängern in der Geographie die Gestalt von Europa besser einzuprägen, hat man es eine sitzende Jungfrau genannt. Es ist wahr, daſs einige Einbildungskraft dazu gehört, das Königreich Groſsbritannien als den rechten Arm, Portugal als die Fontange, und Italien, das ganz wie ein Bein aussieht, als den linken Arm zu betrachten. Indessen gehen dergleichen Sünden am Himmel so wie auf der Erde vor, und wer kann im Thierkreise einen Löwen, einen Wassermann, eine Wage, einen Scorpion entdecken?

Da also in solchen Vergleichungen, die dem Gedächtniſs zu Hülfe kommen, eine gewisse poetische Freiheit herrscht, so sey es auch mir

erlaubt,

erlaubt, eine zu machen. Wenn Europa eine sitzende Jungfrau im Profil ist, so kann man Neapel samt seiner Umgebung mit weit gröſserm Recht eine sitzende Jungfrau *en face* nennen, und diejenigen, welche diese Stadt gesehen haben, werden mit mir übereinstimmen, daſs sie, aus dem Meer, oder nur vom Thurm des Molo betrachtet, Aehnlichkeit damit hat.

St. Elmo, das hoch und prächtig über das Ganze hervorragt, ist das Haupt, das Kloster die schöne königliche Stirnbinde, und das Kastell der Kopfschmuck, oder die Mauerkrone derselben. Der Vommero ist die rechte und Capo di Monte die linke Schulter; der Körper und der Schooſs wird von der groſsen Häusermasse, die am Berge und unten am Golf liegen, gebildet. Der Golf selber mit seinen wogenden Fluten stellt den weiten Rock dar, und die Insel Capri bildet die Füſse. Die beiden Arme gibt der Pausilipp und das Cap Minervae. Da diese letzten unthätig ausgestreckt daliegen, so ist auch in moralischer Hinsicht einige Aehnlichkeit vorhanden. Kurz, die Stadt, die einst

Parthenope hiefs, hat in spätern Zeiten diesen Namen verloren, aber die Gestalt einer Jungfrau in der Wirklichkeit angenommen.

Das
Blut des heiligen Januarius
am 19ten September 1802.

Das Flüssigwerden dieses berühmten Blutes ist schon sehr oft beschrieben worden, aber noch nie vom 19ten Septbr. 1802. Da wahrscheinlich auch kein anderer diese Mühe übernehmen wird, so sey mir erlaubt, es zu thun, und meinen Landsleuten zu erzählen, was an diesem Tage in der Kirche des heiligen Januarius zu Neapel vorgegangen ist.

Diese Kirche, die eigentlich in dem Abgrunde von Neapel liegt, mögte wohl eine halbe deutsche Meile von meiner Wohnung in

Khiaja entfernt seyn; dessen ungeachtet verfügte ich mich den 19ten Septbr. dahin, um das Blut des heiligen Januarius, das zu Puzzolo vergossen wurde, fließen zu sehen. Welcher Fremde in Neapel ist nicht neugierig auf diese Verwandlung? Welcher Sterbliche wünscht nicht, ein Wunder zu sehen? Man würde ja gern hundert Meilen zu Fuſs danach reisen.

Als ich mich der Kirche näherte, fand ich einige hölzerne Triumphbogen mit Papier beklebt in den engen Straſsen, und den Apparat zu einem Feuerwerk; wie man denn hier immer den Heiligen Pulverdampf und Feuerfunken zum Opfer bringt. Auf den Triumphbögen stand der heilige Januarius, auch etwas hölzern.

Ich eilte zur Kirche. Ehe man zu derselben kommt, sieht man auf dem kleinen Platz vor ihr einen hohen Obelisk, auf welchem oben der heilige Januar von Bronze steht. Um ihn zu sehen, muſs man den Kopf weit hinterwärts beugen, und wer ein kurzes Gesicht hat, sieht ihn auch dann nicht. Kann man einer Bildsäule ein unpassenderes Piedestal geben? Aber

vielleicht ist sie so schlecht, daſs ihre Fehler durch die Höhe, worauf sie steht, bedeckt werden. Dies ist ja gewöhnlich bey groſsen Herren der Fall!

Als ich in die Kirche hineintrat, fand ich sie halb mit Menschen angefüllt. Der dickste Haufe stand in einem Oval um den mittlern Theil derselben, den man mit einer Gallerie umgeben hatte. Auf dem Altar im Hintergrunde brannten einige Lichter, und an der linken Seite stand auf demselben ein kleines Gestell, wie zu einer Monstranz, vor welchem auch ein Paar Lichter brannten. Bald erfuhr ich, daſs hierin das heilige Blut sich befinde.

Ich war mindestens funfzig Schritt von dem Altar entfernt; dessen ungeachtet bemerkte ich oben in dem Gestell eine runde Kapsel, die viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Stocklaterne hatte. Es verdroſs mich, daſs man eine Sache, von der man das Wunderbare so gewiſs in Händen hat, dem Auge so weit entzog. Neben dem Altar stand ein Priester mit einigen Chorknaben, und einem Abgeordneten vom König, der

die Nachricht sogleich überbringen muſs, wenn das Wunder geschehen ist. Der Priester trat zu Zeiten an die Kapsel heran und leuchtete mit einem Licht daran herum, um zu sehen, ob das Blut noch nicht flieſsen wolle. Zu Zeiten traten auch einige Personen in den Kreis hinein, und knieten am Altar nieder; der Priester zeigte ihnen sodann die Kapsel, drehte sie vor ihren Augen herum, indem ein anderer ein Licht dahinter hielt, um das Glas durchsichtiger zu machen, und lieſs sie sodann dieselben küssen.

Uebrigens bemerkte man in einiger Entfernung vom Altar ein kleines Gerüst an einem Pfeiler, auf welchem einige Sitze standen, und an einem derselben las man den Namen des Cardinal Ruffo. Es dauerte nicht lange, so erschienen Chorknaben und Priester, und *Canonici mitrati* *), und Bedienten mit einer reichen Livree, und das Crucifix und viele andere vornehme Geistliche, die in dem Kreise Platz nah-

*) Geistliche, die eine Bischofsmütze tragen.

men. Alles dies hatte nichts anders zu bedeuten, als daſs der Kardinal Ruffo, der vor kurzem noch päpstlicher Nuntius in Wien war, jetzt aber Erzbischof geworden ist, die Messe lesen sollte. Dies geschah denn auch mit vieler Feierlichkeit und Pracht.

Wenn man eine solche Messe sieht, so könnte man auf die Gedanken gerathen, alle die Ceremonien und Pantomimen geschähen nicht zur Ehre Gottes oder Christi, sondern zur Ehre des Messelesenden. Die vielen dienenden Priester, die er um sich hat, die Ehrfurcht, die ihm bezeugt wird, die prächtigen Gewänder, die Veränderung derselben, das Bedecken bald mit einer weiſsen, bald mit einer gelben Bischofsmütze u. s. w., alles dieſs stellt den Messelesenden in einem so stolzen Lichte dar, daſs er die gröſste Unähnlichkeit mit dem demüthigen und sanften Christus hat.

Während der Messe sangen einige Castraten von der Orgel, und ihre holden Stimmen würden auch in der Entfernung Vergnügen gemacht haben, wenn nicht der Directeur der

Musik sie immer mit seinem heftigen Tactschlagen unterbrochen hätte. Gleich dem Ton der dumpfen Trommel in der türkischen Musik schallte dies immer dazwischen, und vernichtete den ganzen Eindruck der Musik. Ueberhaupt haben die meisten Musicdirecteurs hier die Unvernunft, denn man kann es unmöglich gelinder benennen, den Tact so schallend zu schlagen, daſs man ihn zum mindesten so weit hört als die Musik. Sie fühlen nicht, daſs man weit lieber ein wenig Tactlosigkeit erträgt, als ein solches fortdauerndes Hammern, und es scheint, als wollten sie sich dadurch der ganzen Versammlung als dirigirende Personen ankündigen.

Während der Messe lieſs man das Blut des heiligen Januarius ganz aus der Acht, und es schien, als wenn es gar nicht da wäre. Endlich, nachdem sie geendigt war, und der Erzbischof sich hinwegbegeben hatte, nahm der Priester die Kapsel vom Altar, und trug sie in dem Kreise herum. Ich hatte dies längst gewünscht und war sehr begierig, die Sache in der Nähe

zu sehen. Der Priester drehete die Kapsel immer vor einem Theil der Versammlung herum, indem jemand das Licht dahinter hielt; sodann liefs er sie jeden küssen, legte sie ihm auf die Stirn, und liefs sie ihn wieder küssen. Dasselbe geschah in dem ganzen Kreise. Endlich näherte er sich dem Ort, wo ich stand, und ich hatte nun die erwünschte Gelegenheit, eine sehr berühmte und oft erwähnte Sache ganz in der Nähe zu beobachten. Was sah ich? Nichts als eine Kapsel, welche, wie gesagt, die gröfste Aehnlichkeit mit einer kleinen Stocklaterne, auch hinten und vorne ein Glas hatte. In derselben entdeckte ich zwey kleine Fläschchen, etwa wie Riechfläschchen, wovon eines gröfser war, als das andere. Das gröfsere war undurchsichtig, und es liefs sich nichts darin bemerken; in dem kleinern sah man einige kleine schwarzbraune Stückchen, die, je nachdem er die Kapsel umdrehte, hin und her fielen. Das Wunder nemlich war noch nicht geschehen, und das Blut noch geronnen. Einige alte Weiber, welche dies bemerkten, fingen an zu heu-

len und zu weinen, als wenn ein grofses Unglück über sie verhängt wäre.

Addison sagt irgendwo, das Lachen sey mit einer Art Stolz verknüpft, weil man gewöhnlich nur über das lacht, was man unter sich hält, oder was uns auf irgend eine Art als niedrig erscheint. Ich wünschte, dafs er Unrecht hätte, denn das Lachen ist eine zu angenehme Sache, als dafs man gerne den Begriff des Stolzes damit verbände. Eher mögte ich ihn mit einigen Arten des Weinens verbinden, und besonders mit dem obengedachten. Was geht es die alten Weiber an, wenn das Blut des heiligen Januarius nicht fliefsen will? Sie müssen sich etwa sehr wichtig vorkommen, wenn sie ein Unglück beweinen, das über die Stadt kommen könnte. Aber wenn dies auch geschieht, so sind sie gewifs die letzten, die darunter leiden; sie haben nichts zu verlieren, als einen Spinnrocken, etwas altes Geschirr, und ein Bischen Leben. Aber sie heulten und weinten, und glaubten wahrscheinlich dadurch Theil an der Wohlfahrt des Staats zu nehmen.

Männer habe ich nicht weinen sehen. Einer, mit dem ich redete, bediente sich des Ausdrucks: das Wunder würde geschehen, *quando piacera a Dio*, (wenn es Gott gefallen wird).

Es gefiel für jetzt dem lieben Gott nicht, und die Paar kleinen Stückchen fielen in dem Fläschchen immer hin und her. Der Priester war jetzt an der Stelle, wo ich stand; aber zu meiner Verwunderung reichte er mir die Kapsel nicht zum Küssen, sondern vermied dies, wie es mir schien, absichtlich. Vielleicht hatte ich irgend einen satyrischen oder ketzerischen Zug nicht aus meinem Gesicht tilgen können, oder der Priester mufste sonst bey mir eine feine Witterung von Unglauben an dies Wunder haben. Kurz, ich bekam die Kapsel nicht zu küssen, ob ich gleich den Mund schon dazu gespitzt hatte. Ohne darüber untröstlich zu seyn, fiel mir die Sache doch etwas auf, und ich hätte gern untersucht, woher dies kam?

Nicht lange darauf bemerkte ich einige feingekleidete Leute, die in den Kreis hineintraten, niederknieten, und zum Kufs gelangten. Ich

gesellte mich zu ihnen, kniete auch nieder, und nun hatte ich das Glück die Kapsel zu küssen, worin das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt wird, sie an meine Stirne gelegt zu fühlen, und sie sodann wieder zu küssen. Es schien, als sollte ich mein Verlangen nach dem Kufs erst recht sichtbar zu erkennen geben, ehe ich dieses Glücks theilhaftig würde.

Beneiden mich vielleicht einige meiner Landsleute, dafs ich die berühmte Kapsel geküfst habe, so kann ich ihnen zum Trost sagen, dafs es weit angenehmer ist, einen schönen Mund, oder eine schöne Wange zu küssen, als diese kleine Stocklaterne, und ich rathe ihnen, wenn sie eine Gattin, eine Geliebte, oder einen redlichen Freund haben, diesen den Kufs zu geben.

Dem Priester, der bis jetzt die Kapsel getragen hatte, mogte der Arm von dem vielen Umdrehen müde geworden seyn, und er gab sie einem andern. Ich stellte mich nun noch einmal in die Reihe derer, die noch nicht zum Kusse gelangt waren, um zu sehen, ob auch

dieser die Witterung von einem Ungläubigen hätte. Und siehe, auch dieser ging bey mir vorbey, und versagte mir auf diese Art den andächtigen Kuſs. Indeſs war ich jetzt noch leichter getröstet, da ich ihn einmal weg hatte. Uebrigens weiſs ich diese Zurücksetzung nicht zu erklären; denn ich bin nicht stolz genug, anzunehmen, daſs der heilige Januarius, der heute schon ein Wunder zu thun hatte, noch ein zweytes gethan, und den Priestern ins Ohr geraunt hätte, daſs ich ein Lutheraner sey. Dies ist auch deshalb um so unwahrscheinlicher, da der Heilige, wie man nachher sehen wird, es gar nicht übel genommen hat, daſs ich seine Kapsel geküſst habe.

Es wäre hier noch zu untersuchen, zu welcher Gattung man diesen Kuſs eigentlich zu rechnen hat. Ein Dichter, mir däucht Lessing, nennt eine Menge Küsse, um den süſsesten davon herauszusuchen, nemlich den, welchen man einem Vater, einer Schwester, einem Freund, einer Geliebten gibt; aber er nennt keinen darunter, den eine Stocklaterne bekommt. Ich

bin geneigt, ihn unter die Gattung der heiligen Küsse zu rechnen, deren es in Italien eine grofse Menge gibt, und wozu auch diejenigen gehören, wodurch man dem Apostel Petrus in der Peterskirche in Rom beynahe den einen Fufs abgeküfst hat. Sollte man diese allgemeine Erklärung nicht befriedigend genug finden, so bin ich nicht ungehalten darüber, da ich noch nicht tief in diese Materie eingedrungen bin, und überlasse die nähere Untersuchung vielmehr dem Verfasser, der ein ganzes Buch über den Kufs geschrieben hat.

Als die heilige Kapsel den ganzen Zirkel gemacht hatte, und einige tausendmal geküfst worden war, verlor sich das Volk allmählig, und der Priester trug sie auf den Altar zurück. Es war Mittag, und nur ungefehr hundert Menschen befanden sich noch in der Kirche. Es war also kein Anschein da, dafs das Blut jetzt flüssig werden würde, und ich entfernte mich ebenfalls; freilich, ohne das Wunder gesehen zu haben, aber doch in der Lage, es mir sehr leicht denken zu können.

Auch war ich hierüber um so weniger betroffen, da ich das Wunder im Grunde schon einmal gesehen hatte, nicht in Neapel, sondern in Göttingen. Auch verrichtete es dort nicht der heilige Januarius, sondern der Hofrath Lichtenberg, in dem Collegio über die Experimentalphysik. Dieser hatte nemlich eine kleine Flasche mit geronnenem Blute, das nach einigem Erwärmen in der Hand, und nach einigem Hin- und Herbewegen flüssig wurde; auch war das Recept zu bekommen, um es in der Apotheke machen zu lassen.

Ich hoffe nicht, daſs die rechtgläubigen Katholiken sich hierdurch werden irre machen lassen; sie brauchen sich blos zu erinnern, daſs die Wunder Mosis auch durch aegyptische Zauberer nachgemacht wurden, um sich hierüber völlig zu beruhigen. Und so wie diese Zauberer nicht alles dem Mosis nachmachen konnten, so ist es auch hier; denn ich glaube, daſs Lichtenberg auf keine Weise seine Zuhörer dahin hätte bringen können, seine Flasche zu küssen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags erscholl endlich der Kanonendonner von St. Elmo, und verkündigte, dafs das Wunder geschehen, und das Blut flüssig geworden sey. Ich schlofs daraus, der Heilige sey auf keine Weise unwillig darüber, dafs ein Ketzer seine Kapsel geküfst habe; ja, ich mögte die Vermuthung wagen, auch die Nähe eines Ketzers würde das Wunder nicht verhindern, wie man in Neapel sich einbildet, und auch einigemal öffentlich gezeigt hat. Ich glaube vielmehr, der Heilige habe, unter seinen übrigen Tugenden, auch die schöne Tugend der Duldung besessen, und mögte sie hierdurch allen seinen Verehrern dringend empfehlen. Sie werden sich dadurch weit mehr als wahre Christen zeigen, wie durch alle heilige Küsse und heilige Ceremonien.

Uebrigens hat der heilige Januarius seit einiger Zeit etwas an seinem Ruf gelitten, und sogar das Schicksal gehabt, das in unserer Zeit so viele Menschen haben: sich den Namen eines Jacobiners zuzuziehen. Als nemlich die Franzosen hier waren, und die Republik, die

sich als keine sonderliche Freundin der Heiligen ankündigte, gestiftet hatten, wurde sein Blut flüssig, wie gewöhnlich. Was konnte man anders daraus schliefsen, als dafs der heilige Januarius ein Jacobiner sey? Kurz, er hat einen Stofs bekommen, und der heilige Antonius scheint an seine Stelle treten zu wollen, welches mir gar nicht auffallend scheint. Da wir in einem Zeitraum leben, worin man Könige absetzt und macht, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch einen Heiligen absetzen, und einen andern an seine Stelle erheben soll. Wer ihm das Recht gibt, ein Heiliger zu seyn, der, denke ich, kann es ihm auch wieder nehmen.

Genug für heute. Sollte diese Absetzung wirklich zu Stande kommen, so werde ich nicht unterlassen, es meinem Vaterlande bekannt zu machen. Auch werde ich aufserdem Gelegenheit finden, noch einmal zu diesem Heiligen zurückzukehren, welches um so mehr meine Pflicht st, da ich jetzt unter seinem Schutze lebe, und mich seiner Gnade nicht genug empfehlen kann.

Der Tempel des Priap bey Neapel.

Da, wo schauerlich sich der Mund des Pausilippus aufthut,
Und ein unabsehbares Thor vor Parthenope bildet;
Da, wo die Kirche der Mutter Gottes am Fuſse des Berges steht,
Und der Könige Hof alljährlich in Herrlichkeit glänzet,
Dort war einst dem frechen Priap ein Tempel erbauet.
Wenn zur Erde die Nacht mit schwarzem Flügel herabsank,
Sammelten sich an seinem Altar der Jungfrauen Schaaren,
Und es nahte sich ihnen der Mann und der feurige Jüngling.
Unterdeſs zwischen Gestirnen am Himmel die keusche Diana
Wandelte, flammten auf Erden des Priaps unkeusche Opfer,
Und in des Tempels nächtlichen Hallen verblühte die Unschuld,

Ein Jahrtausend war lange zur Ewigkeit eingegangen,
Als hinsinkende Trümmer noch laut die Thaten erzählten,
Welche vordem allhier der Heiden Söhne begingen.

Aber Parthenope's Söhne, die frommen Christen, begannen,
Heiligen Eifers voll, des Frevels Gedächtnifs zu tilgen.
Schnell verschwand von der Erde die Spur des unheiligen Tempels,
Und es erhob die bescheidene Stirn ein Tempel der Jungfrau,
Wo sich der Christen heilige Schaar in stillen Gebeten
Heifs ergofs, und die Greuel der blinden Heiden versöhnte.
Also geschah es, und heilig ist itzt der unheilige Tempel.

Doch es erhebt der Spottenden Schaar die tönende Stimme
Ob des Eifers der Christen, und ihres heiligen Baues.
Seitdem, also erzählen sie laut, aus seinem Bezirke
Gott Priapus vertrieben sich sah, begann der Verruchte
Feierlich einzuziehn in die frommen Häuser der Christen,
Und sie mit frevelnder Lust zu seinem Tempel zu bilden.
In dem Schoofse der Jungfrau Neapel ist itzo kein Palast,
Ist kein Haus, o weh! und keine Hütte zu finden,
Wo der Freche nicht seinen Altar, nicht seine Verehrer

Sich ersah, und der einst am Fuſs des Pausilippus
herrschte,
Ist anitzo zum Herrscher am weiten Golfe geworden.

O erbauet, ihr Christen, von neuem den Tempel des Priap, daſs er aus euren Häusern entflieh, und das seine bewohne!

Die Villa reale.

Dieser Spaziergang, welcher der einzige in Neapel ist, wurde vor etwas mehr als zwanzig Jahren angelegt. Er liegt in der Vorstadt Khiaja längs dem Meer, so daſs auf der einen Seite desselben die Straſse, auf der andern das Meer ist. Er läuft von Morgen gegen Abend, also in gerader Richtung gegen den Pausilipp; doch ist er von demselben noch über tausend Schritte entfernt.

Ich will diesen Spaziergang in dem fernen Süden Europa's, der in mehreren Stücken et-

was merkwürdiges hat, meinen Lesern anschaulich zu beschreiben suchen, um ihn ihrem Urtheil zu unterwerfen, und nur zuletzt als Augenzeuge das meinige hinzufügen.

Die Villa ist ein ebener länglicht viereckigter Platz am Ufer des Meers, der über 700 Schritte in der Länge, und 76 in der Breite enthält. Er ist an den drey Landseiten mit einem eisernen Gegitter umgeben, an der Meerseite aber mit einer niedrigen Mauer, und hat zwey Eingänge, den einen gegen Morgen, den andern gegen Abend. Vor beiden stehen Schildwachen.

Die Hauptanlage des Spazierganges besteht in zwey verdeckten Laubengängen, die parallel mit einander die ganze Länge der Villa hinunterlaufen, und nur in der Mitte unterbrochen sind. Unter diesen, und neben denselben hat man Schatten. Zwischen ihnen ist ein breiter leerer ganz ebener und offener Weg in der ganzen Länge der Villa. An beiden Seiten aber, nach dem Meer, und nach der Strafse zu, sind kleine Zierathen angebracht. Am Meer sind

viereckigte Rasenflecke, und nach der Strafse zu kleine Beete mit Buchsbaum eingefafst, von verschiedenen Formen und Krümmungen. An denselben stehen kleine Citronenbäume, und Büsche, die in gewissen Jahrszeiten Blumen tragen. Aufserdem sind an beiden Seiten der Laubengänge kleine runde Wasserbehälter mit einer kleinen Fontaine in der Mitte.

Das bey weitem Merkwürdigste in der Villa sind die Kunstwerke. Ungefähr in der Mitte derselben steht der berühmte Toro, oder die gröfste Marmorgruppe aus dem Alterthume. Sie besteht aus zwey männlichen und zwey weiblichen Figuren, mit dem Stier in der Mitte, alles etwas mehr als Lebensgröfse. Aufserdem sieht man viele kleinere Figuren von Menschen und Thieren daran. Von dem Werth dieser Gruppe werde ich in dem Abschnitt: Mahlerei und Bildhauerkunst in Neapel reden.

Die Gruppe steht auf einem viereckigten Piedestal, und zwar in einem grofsen runden Wasserbecken von Marmor. Unten an dem Pie-

destal sind natürliche Felsstücke angebracht, aus welchen Wasser in dünnen Strahlen springt.

Dies Wasser sammelt sich um die Gruppe her, so daſs dieselbe auf einer Insel steht, und es hat seine verborgenen nicht immer sichtbarer Schönheiten. In demselben nämlich sind eine Menge kleine Fische von den schönsten Farben. Kaum entdeckt man an den gefiederten Bewohnern der Luft so schöne Farben, als an diesen kleinen Söhnen des Meers. Einige glänzen wie das feinste Gold, andere wie Silber; dieser ist purpurfarben, jener violet, dieser hat einen schwarzen Kopf mit rothem Rücken, jener umgekehrt, dieser ist grünlicht, jener bunt gesprenkelt; kurz, man kann nicht leicht etwas schöners sehen, als diese kleinen Fischchen. Auch haben sie fast eben so viele Bewunderer als die Gruppe, um welche sie schwimmen, und werden häufig von den Spaziergängern gefüttert.

Am Anfange der Villa, wenn man von der Seite der Stadt kommt, stehen noch zwey antike Statüen, nämlich ein Commodus mit einem

todten Knaben, den er sich über den Rücken geschlagen hat, und ein Fechter; am andern Ende aber sind zwey leere Piedestale, welche noch ihre Bildsäulen erwarten. Aufserdem ist am Eingange der Villa zur Rechten ein Kaffeehaus mit einigen Billards, zur Linken ein Wachhaus.

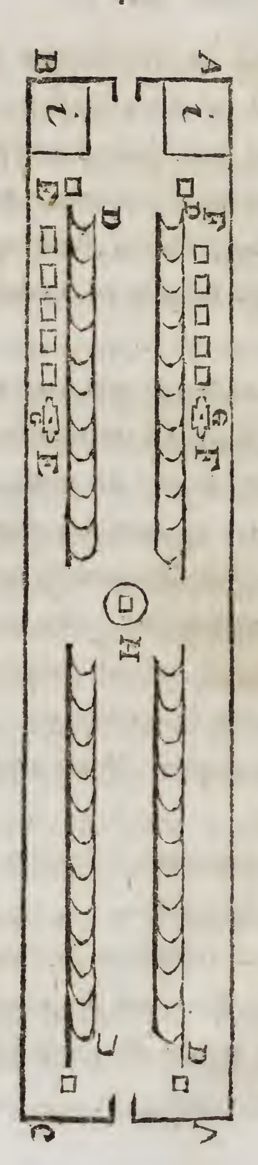
Dies ist das Locale und Innere dieses Spazierganges. Da er der einzige in Neapel ist, und man davon, so viel ich weifs, noch keine Zeichnung hat, so lasse ich einen Grundrifs nach einer genauen Ausmessung davon abdrukken, und ich glaube, man wird einen sehr anschaulichen Begriff dadurch erhalten. Hier ist die Erklärung des Grundrisses:

a a ist die niedrige Mauer nach dem Meere zu.

a b ç a ist das eiserne Gegitter an den andern drey Seiten.

d d sind die verdeckten Laubengänge.

e e sind die Beete mit Zierathen von Buchsbaum, welche die ganze Villa hinunterlaufen.


A
B
i
i
D
D
E
E
F
F
G
G
H
D
A
C

ff sind die länglichten Rasenflecken nach dem Meer zu, die man sich ebenfalls der ganzen Länge nach denken mufs.

gg sind die kleinen Springbrunnen nach der Form des Gegitters um sie.

h ist die Marmorgruppe; der Toro. Am Anfange der Laubengänge sieht man zwey kleine Vierecke, auf denen der Commodus und der Fechter stehen.

ii sind das Kaffeehaus und Wachhaus.

Man denke sich diesen Grundrifs in der gehörigen Gröfse nach dem verjüngten Mafsstabe, und man hat ein treues Bild von der Villa. Der Platz von der Mauer am Meer, bis zum Laubengange ist 16 Schritt breit, die Laubengänge selbst sind 8, und der Platz zwischen ihnen 28 Schritt breit. Uebrigens findet man 144 steinerne Bänke zwischen den Bäumen, welche die verdeckten Gänge bilden, und die ganze niedrige Mauer am Meer hat einen Absatz, auf welchem man bequem sitzen kann.

So ist die oftgenannte Villa beschaffen, und dies ist alles Wesentliche, was man darin ent-

deckt. Aber obwohl ich glaube, sie genau beschrieben zu haben, so würden meine Leser doch durch ein einziges Anschauen derselben einen weit deutlichern Begrif davon bekommen. Ich füge also noch eine kleine Kritik hinzu, die hier beinahe unumgänglich nöthig ist. Ueberhaupt halte ich es für die Pflicht des Schriftstellers, der in einem fremden Lande lebt, alles, was ihm lobenswürdig oder tadelnswerth erscheint, ans Licht zu bringen, um dadurch das zu Vermeidende und das Nachzuahmende für sein Vaterland aufzustellen.

Bey einem prüfenden Ueberblick der Villa, und bey einer forschenden Untersuchung ihrer Einrichtung ist es fast unmöglich, nicht neben dem Vorzüglichen eine Menge Fehler und Zweckwidrigkeiten darin zu entdecken.

Dieser Ort ist zu einem öffentlichen Spaziergang in einem heifsen Klima bestimmt; was ist also das erste, das man darin erwarten könnte? Ich dächte, hohe, schattigte Bäume mit weitverbreiteten Zweigen, unter denen man Kühle fände, und deren Dauer mehrere Gene-

rationen erfreuen könnte. Aber was entdeckt man dagegen? Zwey Laubengänge von sehr unansehnlichen Pappeln und Weinstöcken, die unter der Scheere müssen gehalten werden, die einer fast ununterbrochenen Wartung bedürfen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen, und die dessen ungeachtet höchst vergänglich sind. Ich brauche nur einige Winke darüber zu geben, um dies unverkennbar zu machen.

An den Seiten der Laubengänge sind hölzerne Gegitter, bey weitem keine zwey Finger dick, über welche das Laubwerk rankt; um die Wölbung aber hervorzubringen, bedient man sich ganz schwacher Tonnenreifen, die man an Latten nagelt, und die dann auch, wie man leicht errathen kann, in kurzer Zeit wieder abspringen, und die Zweige der Laube in den Gang herunterhängen lassen. Dann nagelt man sie wieder an, und immer wieder, und hat viele tausend Reifen nöthig, und eine Menge Arbeiter und Gerüste. Hat man je etwas ähnliches in einem öffentlichen Spaziergange gesehen?

In einem kleinen französischen Garten sieht man wohl sonst einen verdeckten Gang angebracht, der wenig Schritte lang ist, und den ein Gärtner in acht Tagen zur Noth wieder in Stand setzt; aber Laubengänge, 700 Schritte lang — welche Ungeheuer, und welche Reparaturen! Die Unterhaltung der Villa kostet jährlich mehr, als sie, die Kunstwerke ausgenommen, im Ganzen werth ist.

Und wozu diese ängstlichen Laubengänge, wenn das Klima durchaus einen schattigten Wald fodert? Es ist wahr, daſs diese Laubengänge unten offen sind, und daſs die Seiten aus vielen Bogen bestehen, zwischen denen man eine freie Aussicht hat, aber an Kühlung darin ist nicht zu denken. Und was ist in Neapel nothwendiger als Kühlung? Schöne Aussichten hat man überall.

Man kann vielleicht manches auf diesen Tadel antworten. Es wachsen nicht alle Bäume am Meer, kann man sagen, und man muſste die wählen, die hier fortkommen. Das wäre ein starker Einwurf, und würde einen groſsen Theil

der Kritik ungültig machen. Ich bin kein Gärtner und kein Forstbeamter, und weifs nicht, welche Bäume am Meer wachsen, und welche nicht; aber ich habe dennoch etwas zu antworten. Nicht weit von der Villa ist der Garten des Kronprinzen dicht am Meer. In diesem sieht man einige hohe dickbelaubte Acacien, und mehrere andere hohe Bäume, die einen starken Schatten geben. Sollten also keine Linden, oder wilde Kastanienbäume u. s. w. am Meere wachsen, wie aber noch erst zu untersuchen ist, so gibt es doch viele andere Arten, die gut an demselben fortkommen. Warum wählte man doch Weinstöcke, die so viel Wartung gebrauchen, die in Italien so äufserst alltäglich sind, und wovon man die Trauben nicht einmal gebrauchen kann, weil sie inwendig im Schatten hängen? Wenn aber Pappeln dastehen sollten, warum überliefs man sie nicht der Natur, und verhunzte sie durch die Scheere? Jetzt sind es blofse Krüppel.

Vielleicht sagt man, es durfte nicht zu viel Schatten angebracht werden, weil die Villa

auch ein Spaziergang im Winter seyn sollte, und dicke Bäume zu viel Feuchtigkeit unterhalten würden. — Aber die Villa ist 7 bis 800 Schritte lang, und man konnte sehr leicht die eine Hälfte sonniger lassen, unterdeſs die andere Kühlung gab. Auch könnte man Sonnenschein genug genieſsen, wäre der mittlere Weg zwischen den Laubengängen frei geblieben, und hätte man an beiden Seiten nur gehörige Bäume angebracht.

Uebrigens sind die Laubengänge jetzt *) in sehr schlechtem Zustande, und es hängen gleichsam die Fetzen von ihnen herunter. An einem Orte hat man das heruntersinkende Gewölbe durch zweitausend Tonnenreifen wieder in die Höhe gedrängt, aber an andern droht es, sich auf das Haupt der Lustwandler herabzulassen. An Ausbessern hat es nicht gefehlt. Man hat diesen Sommer viel daran gearbeitet, oder vielmehr geflickt.

---

*) Im October 1802.

Indem ich dieses schreibe, habe ich bemerkt, dafs man die eisernen Stäbe zählt, welche das Gegitter um die Villa ausmachen; vielleicht steht ihr eine Veränderung bevor. Aber man sollte lieber sein Augenmerk auf die verkrüppelten Bäume richten.

Was die 22 Buchsbaumbeete, die auf der einen, und die 22 Rasenflecke, die auf der andern Seite liegen, betrift, so, glaube ich, kann man sie mit eben dem Recht antasten, wie die verdeckten Gänge, wo nicht mit mehrerm. Wozu soll beides eigentlich dienen? — Zu Zierathen — Gut! Aber sind Beete, mit Buchsbaum eingefafst, die kleine Kränzchen, Ovale, Schneckenlinien u. s. w. bilden, eine Zierath für einen öffentlichen Spaziergang? Sind Rasenflecke mit kleinen Wegen dazwischen, die einen halben Fufsbreit sind, passende Gegenstände am Meer? Man scheint einen kleinen Lustgarten am Hause mit einem öffentlichen Spaziergange verwechselt zu haben.

Die Buchsbaumeinfassungen werden übrigens im Sommer alle Morgen mit unglaublicher

Mühe begossen. Man denke, was es für eine Arbeit sey, Beete, die 20 bis 24 Schritte lang und 8 breit, die dabey ganz mit Schnörkeln von Buchsbaum angefüllt sind, nach allen Krümmungen der Figuren zu begiefsen. Man hätte viele Strafsen, in denen die Menschen den Sommer hindurch vor Staub beinahe erstickt sind, dafür begiefsen können. Eine ungeheure Mühe wird aufgewandt, um etwas Fehlerhaftes zu verpflegen.

Die Rasenflecke werden nicht begossen; aber sie haben dafür auch im Sommer ein seltsames Ansehen. Bei Rasen denkt man sich etwas grünes; man irrt sich. Bei diesem hier mufs man an goldgelb und braun denken. Diese Farbe trägt er sechs Monate hindurch. Das mögte noch hingehen; aber er macht dabei aus einem breiten Spaziergange einen schmalen, so wie die Buchsbaumbeete, und es bleibt nur ein wenig Raum an beiden Seiten übrig.

Es ist wahr, dafs auf den Buchsbaumbeeten an allen vier Ecken ein Citronenbaum, und in der Mitte noch ein Strauch mit Blumen steht.

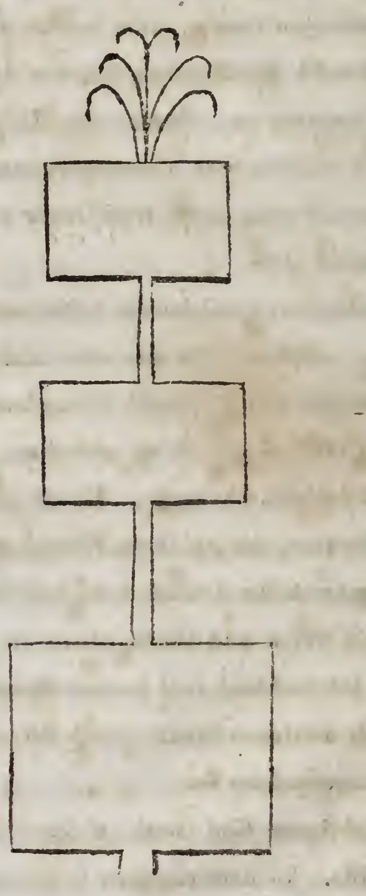
Aber

Aber die Citronenbäume sind etwas höher, wie ein Mann, und kaum kann ein Kind Schatten darunter finden. Ist es möglich, in Neapel Citronenbäume an einem öffentlichen Spaziergange stehen zu lassen, und solche elende Citronenbäume? Dreihundert Schritte davon, gegen den Vommero zu, findet man Gärten, worin dunkle Wälder von Citronenbäumen sind. So etwas will man noch weit mehr an einem öffentlichen Orte.

Fremden, welche die Villa zum erstenmal sehen, erscheint sie wie eine schön angelegte Landstraſse, und diese Vorstellung erweckt wirklich der leere Weg zwischen den beiden Alleen lebhaft. Wiener, die an ihren Prater, und Berliner, die an ihren Thiergarten gewöhnt sind, müssen ihn freilich sehr kahl finden; aber nicht in Wien und Berlin allein, in jedem Lande in Deutschland sind bessere Spaziergänge, ja in jeder mittleren Stadt, worin ein tüchtiger Polizeibürgermeister ist.

Uebrigens sind noch einige Zierathen in der Villa. In dem eisernen Gegitter stehen in

abgemessenen Räumen gemauerte Zwischensäz-
ze, und an diesen ranken Bäume in beigefügter
Gestalt hinauf. Fragt man mich, was dies für
Bäume sind, so weiſs ich nichts zu antworten,



als daſs sie halb von der Natur, halb von der Scheere gebildet sind. So ganz regelmäſsig und viereckigt, wie sie in dem Abdruck erscheinen, muſs man sie sich nicht denken; bis zu dieser Höhe der Vollkommenheit hat man es nicht zu bringen vermogt. Aber an einigen Orten ist sie beinahe erreicht. Man muſs von der Zukunft das übrige hoffen.

Fragt man mich, wozu diese Bäume dienen, so weiſs ich gar nichts zu antworten. Uebrigens sind es Citronenbäume, die keine Citronen tragen.

Ob man das alles in Deutschland glauben wird, was ich von der Villa gesagt habe? — Es ist schwer zu glauben, aber es ist wahr, und gerade so wahr, wie es erzählt ist, ohne Zusätze, ohne Verunstaltung. Man komme und schaue, oder man frage die, welche seit Anlegung der Villa in Neapel gewesen sind; denn ich will es niemandem zumuthen, daſs er einige hundert Meilen machen soll, um einen fehlerhaften Spaziergang zu sehen.

Ich weiſs nicht, wer ihn angelegt, oder angegeben hat, und will es jetzt nicht wissen; ich habe es mit der Sache, und nicht mit der Person zu thun. Von jener aber konnte ich nicht anders schreiben, wenn ich davon schreiben wollte. Ich bin der Freund der Neapolitaner, und wünsche, daſs sie die meinigen seyn mögen; aber ich habe eine Freundin, die mir noch mehr am Herzen liegen, und der ich, besonders wenn ich schreibe, alles aufopfern muſs. Diese Freundin heiſst Wahrheit, und ich werde sie auch in der Zukunft immer vor Augen zu behalten suchen.

Ich betrachte Neapel als ein groſses Buch, das ich studire, und sodann beurtheile. Mit Freuden wollte ich recht viel Gutes davon sagen, und ich thue es, so oft ich auf eine schöne Stelle darin stoſse, *con amore.* Aber dies Buch hat selten u. s. w. — es hat vielmehr u. s. w. u. s. w. u. s. w. — Kurz, dies Buch ist wie die Bibel, von sehr vielen geschrieben, und gibt Gelegenheit zu scharfen Kritiken. Manche deutsche Recensenten, besonders die un-

bärtigen, würden kein gutes Haar daran lassen, und über das Fehlerhafte das Gute ganz vergessen. Ich werde jenes so schonend wie möglich vorzutragen, und dieses hoch herauszuheben suchen, ich werde das Gute eher verschönern, als das Böse verschlimmern. Aber das letzte ganz zu verschweigen, das werde ich nie über mich vermögen, so lange man mir nicht Gewalt anthut, zumal da ich überzeugt bin, daſs man aus einer Kritik mehr lernen kann, als aus einem Lobe. Ich wünschte, daſs man in Neapel hineinschaute, *tanquam in speculum*, und daſs die deutschen Städte ihr eigenes Portrait mit den Gegenständen um sie her daraus beurtheilen lernten. Dies ist mein Hauptzweck, und ihm muſs ich die übrigen Rücksichten unterordnen.

Obwohl ich auch weiſs, daſs man weit anziehender und schöner schreiben kann, wenn man alles in einem glänzenden Lichte darstellt, und zu erheben sucht, so wird mich dieser Vortheil doch nie dahin bringen, nur einen kleinen Theil der Wahrheit aufzuopfern; denn man

will nicht wissen, wie die Gegenstände in dem Kopfe eines Schriftstellers, sondern wie sie in der Wirklichkeit aussehen. Er muſs die Sachen nicht ins Idealische zeichnen, er muſs sie in den kleinsten Zügen nach der Natur darstellen. Wie viel aber jenes erste gethan haben, besonders von denen, die auf acht oder vierzehn Tage nach Neapel kamen, davon werde ich gelegentlich Beispiele anführen.

Aber zurück zur Villa! Damit man sieht, wie bereitwillig ich bin, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so will ich noch am Ende alles Gute zusammendrängen, das sich davon sagen läſst. Die Lage dieses Spazierganges ist so schön, daſs es darin keine Promenade in Rom, Florenz, Wien oder Berlin mit ihm aufnehmen kann. Er hat das Meer dicht neben sich, und in diesem Meer liegt eine Insel, es bewegen sich darauf groſse und kleine Schiffe; in dies Meer strecken sich zwei groſse Arme hinein, die einen schönen Golf bilden; der Pausilipp und das Cap Minervae. Von welchem Spaziergange sieht man etwas ähnliches?

Uebrigens ist auch die Landseite schön. Gegen Morgen, fast über die Villa, ragt der Hügel Pizza Falcone mit seinen hohen Häusern hervor, und in Norden steigt die prächtige Höhe St. Elmo mit ihrer Mauerkrone in die Luft. Wo ist ferner ein Spaziergang in der Welt, der einen Toro aufzuweisen hat? Die gröfste Marmorgruppe aus dem Alterthum ist nur einmal da, und kann nur einmal da seyn.

Fragt man, wie denn die Villa eigentlich eingerichtet seyn sollte, so ist die Antwort sehr leicht. Man setze, statt der bedeckten Gänge zwei Reihen schattigter Bäume hin, und statt der Buchsbaumbeete und Rasenflecke ebenfalls zwei Reihen, so dafs an jeder Seite drei Reihen Bäume sind, man umgebe die Marmorgruppe in der Mitte mit einem Kranz von dicklaubigten Bäumen, und die Villa ist ein angenehmer, natürlicher Spaziergang, in welchem man keine Buchsbaumbeete zu begiefsen, und keine Puppenfufssteige zwischen Rasenflecken zu reinigen hat.

Wundert sich jemand, daſs über einen Ort, wie die Villa, so viel gesagt ist; so rufe ich ihm noch einmal zu: dieser Ort ist der einzige Spaziergang in Neapel.

Die fehlende Röthe.

Mannigfach schimmert glänzendes Roth im weiten Neapel.
Purpurn lächelt der Wein in des Pokales Kristall;
Und die schimmernde Traub', und die Wange der lieblichen Pfirsich
Winkt zum süſsen Genuſs röthlich und lockend heran.
Herrliches Roth verstreuet die Ros', und die Nelk', und die Blüthe
Sprossender Bäum', und der Luft Morgen- und Abendgewölk.
Auch der Gesundheit Roth erblickt man auf feurigen Wangen;
Eine Röthe nur fehlt, ach, die Röthe der Scham.

Die Reise.

Ein grofses, ein erhabenes, ein nie genug gekanntes und verehrtes Wesen macht seit Jahrtausenden eine Reise von Süden nach Norden, vom Aequator zum Polarkreis. Was Gutes und Schönes und Edles auf Erden vorhanden ist, begleitet dies Wesen, das einen Kranz der Unsterblichkeit um seine Stirn, in der Rechten eine wehende Rolle mit Flammenschrift, in der Linken eine hell leuchtende Fackel trägt. Zuerst sey das Geleit genannt, in welchem es über den Erdball wandelt. Die Dichtkunst mit begeistertem Blick, mit Lorbeerzweigen im Haar, und in weifsem einfachen Gewande beginnt den grofsen Zug; hinter ihr tanzen in lieblichen Reihen die schönen Künste, und ihre Gestalt, ihr Antlitz trägt das Göttliche in menschlicher

Form, erhebt sich zum Urbild, zur schönen Vereinigung des Vollkommnen. Auf sie folgen in weitverbreiteten Schaaren ernste Gestalten mit Eichenlaube geschmückt. Sie tragen den Griffel der Geschichte, sie tragen Meſsketten, und die Elemente, sie tragen die Erd- und Himmelskugel, und reichen sich schwisterlich einander die Hände. Es sind die Wissenschaften, und ihre Gewänder haben alle Farben des Himmels und der Erde. Auf sie folgt eine erhabne halbverhüllte Gestalt, mit tiefsinniger Stirn und denkendem Antlitz, die mit scharfem Auge das Ganze überschaut, und die Gesetze desselben grübelnd abwiegt. Es ist die Weltweisheit, und sie schlieſst die wandelnde Schaar.

Mitten in diesem schönen Zuge geht jenes Wesen, über alles erhaben, alles umfassend. Zur Rechten wird es von der Religion unterstützt, die ihr Antlitz gen Himmel richtet, zur Linken lehnt es sich auf einen ruhigen Alten, der einen Pflugschaar trägt. Es schreitet langsam aber unaufhörlich; unter seinem Schritt sprossen alle Herrlichkeiten der Erde hervor,

und versinken wieder, wenn es vorüber gegangen ist. Es durchzieht die Theile der Erde, aber in Jahrtausenden.

Wer nennt dieses Wesen? Wem sich das grofse Buch der Weltgeschichte aufthat, wer mit forschendem Blick die aufblühenden und hinsinkenden Nationen der Erde überschaute, dem hat es sich nun schon selber genannt: es ist die Cultur der Menschheit.

Wird es Licht in deiner Seele, theurer Leser im Norden? Ja, dies Wesen macht eine erhabne Reise von Mittag gegen Mitternacht, und überall, wo es weilte, läfst es Spuren auf Jahrtausende zurück.

Im grauen Alterthum, als die Menschen Menschen zu werden begannen, ging es an den Ufern des Euphrat hervor, und strebte zuerst mit dem Thurm Babylons gen Himmel. Es schaute von den Ebenen Babylons zu den Sternen, und umfafste mit scharfem Blick ihren Lauf. Es erbaute die Stadt mit hundert Thoren, und zog die Riesenmauer, dies Wunder der Vorwelt, um sie her.

Von Babylon und Assur zog es hinab in das Thal am Nilus, und beschrieb mit seinem Finger die ewigen Pyramiden. Es meiſselte aus Felsen die Gigantenschaar der Obelisken, die bis zum Abend des Weltgerichts das Staunen der Nationen seyn werden, und bildete das Labyrinth in Thebais. Es hauchte dem ernsten Moses seine Weisheit ein, es wies dem Erguſs des Nilus Schranken an, und grub den See Möris.

Von Aegypten zog das erhabne Wesen weiter, setzte den einen Fuſs auf Persien, und lieſs dort Persepolis zu unermeſslichen Trümmern nach Jahrtausenden zurück. Mit dem andern berührte es Phönizien und Palästina, half den Tyriern ihre Schiffe erbauen, und bildete die Säulen am Tempel Salomonis. Es sang aus dem königlichen Dichter die himmlischen Psalme, that den Mund des Salomo zu weisen Sprüchen auf, und schrieb durch die Propheten das erhabenste, was je Menschenhand schrieb.

Berührte, sagte ich? Ja, es berührte diese Gefilde an der Gränze Asiens nur, und zog von

Aegypten hin nach Griechenland, zu dem Beginn unsers Welttheils, dort in seiner lieblichsten Gestalt, in seinen höchsten Reizen hervorzugehen. Mächtig führte es den Griffel der Dichter, der Weisen, der Geschichtschreiber, sprach durch den Mund des Socrates und Demosthenes, und gab den Meisterstücken der Natur, Alcibiades und Aspasia, ihren höchsten Reiz. Voll Begeisterung ergriff es den Meifsel der Bildner, und beseelte die Hand des Zeichners zum hohen Ideal. Noch ist, was der Griffel, was der Meifsel erschuf, die Lust des Auges, die Wonne der trunkenen Seele.

Aber ach, es weilte auch hier nicht, und machte sich auf, hinzuziehen in die schönen Gefilde Welschlands. Mit offnen Armen empfingen es die erhabnen Consuln, und die Kaiser bahnten ihm freudig den Weg. Es gab Rom seine Herrlichkeit, und liefs Griechenland an den Gestaden des tyrrhenischen Meers wieder aufblühen. Es erhob mächtig seine Stimme in Virgils erhabenen Gesängen, und drang durch den Mund des Cicero an die Seele. Es gab den

Cäsarn den Zepter über den Erdball in die Hand, gab ihren Namen die Ewigkeit auf der Erde. Augustus, Hadrianus, Antoninus, Marc Aurel, euer Name sey mit Jubel genannt, wenn jenes erhabenen Wesens gedacht wird.

Vermogten sie es zu fesseln in Italiens meerumflofsnen, gebirgumlagerten Gefilden? O weh! Seine Fackel erlosch Jahrhunderte hindurch, und seine Spur war verloren.

Wo ist es nun? Wohin ist es gewandelt? Mein Herz erbebt mir vor Wonne, und mein Geist jubelt laut, indem ich es sage. Es ist hinabgezogen zu den Auen Germaniens, zu Britanniens Insel, und in Galliens weite Bezirke. Athen, Rom, Corinth liegt an den Ufern der Spree, der Themse, der Seine. Mächtiger erhebt es dort seine Stimme, zahlloser sind seine Begleiter, und heller läfst es seine Fackel leuchten, als je vorher auf der Erde. Friedrich, Joseph, und auch du, Rufslands erster Cäsar, eure Namen trage das Wesen zu den Sternen, dem ihr mit mächtiger Hand die Bahn auf rauhen Gefilden ebnetet. Ach, dies Wesen ist

göttlichen Ursprungs, und göttlich sind seine Werke. Es singt himmlische Lieder in Klopstocks Harfe, es redet niedertonnernde Kraft aus Rousseau's Munde, und in dir, Britanniens Socrates, unsterblicher Addison, in dir spricht es die menschlichste Weisheit aus, die je gesprochen ward.

Wird es noch einmal sich aufmachen und wandeln? O nein, göttliches Wesen, weile bey uns! Ruhe nach der langen Wanderung, ruhe Jahrtausende! Es ist eine weite Reise von Assur zu den Gestaden des baltischen Meeres, und zu Britanniens Gefilden; nun kannst du ruhen, und wir flehen in heiſsen Gebeten dich darum an. Strecke deine Fackel hoch in die Lüfte, und laſs sie leuchten über Ruſslands Öden, und Schwedens Bergen, aber weile bey uns! Sieh, im Norden thürmen sich dir Eisgebirge entgegen, welche der Fuſs deiner Begleiter nicht zu erklimmen vermag, im Süden aber verschlieſsen die Fürsten dir mit eisernen Thoren ihre Länder, und schlagen deine holden Gespielen in schwere Ketten. Es herrschen kei-

ne Consuln, es herrscht kein August, kein Trajan, kein Marc Aurel mehr in Rom, verlöscht ist in Athen seit Jahrtausenden das Gedächtniſs der Archonten, Tyrus und Sidon ist hinabgesunken ins Meer, und Jerusalems Tempel ist Staub. In Aegypten erheben sich keine Pharaonen auf den Thron, und in Assur herrscht keine Semiramis mehr.

Ach, sie haben tief dein Scheiden gefühlt, die Länder, die du verlieſsest, und die Trümmer deiner Werke verkündigen nur noch, daſs du einst hier weiltest. Es ist Nacht hinter dir geworden, und sie hängt schwer auf die Gefilde herunter, die dein Fuſs einst betrat. Darum weile bey uns, erhabnes Wesen, Cultur der Menschheit, deine Reise von Süden nach Norden sey geendet; weile bey uns mit deiner holden Schaar auf ewig! Wohne in den Bezirken, wo man dir zahllose Opfer bringt, wo man dich wie eine Gottheit ehrt, und wo Myriaden deiner Zöglinge dein Daseyn verkündigen.

Einige Worte über einen Leipziger Bücher-Catalog.

Mein Freund Gräff in Leipzig hat mir seinen Catalog neuangeschafter Bücher von der Ostermesse 1802. zugesandt. Ein solcher Catalog ist in Deutschland etwas Gewöhnliches, und man achtet wenig darauf; hier in Neapel wird er höchst merkwürdig, und erscheint in einem sehr glänzenden Lichte.

Warum? — Wer dies fragt, der komme nach Neapel, und weile nicht Tage, sondern Monate oder Jahre hier, und er wird sich selber sehr klar zu antworten wissen.

Wenn man vom königlichen Palast in Neapel nach St. Luciae geht, so sind rechts, unter dem Palais Actons, einige Laden, worin Kupferstiche, Gemählde, Bücher u. s. w. verkauft

werden. Hier las ich eine geraume Zeit hindurch die geschriebene Ankündigung eines Buchs, nämlich von dem Lebenslauf der verstorbenen Kronprinzessin. Dafs die Ankündigung geschrieben war, das mag hingehen: aber das ganze Buch ist geschrieben, und wird, wie vor Erfindung der Buchdruckerkunst, im Manuscript verkauft; Preis 3 Carlin. Das ist arg. Man hatte es nicht bis zum Abdruck bringen können.

Ein bekannter Mann, dessen Name mir jetzt nicht einfällt, hat eine Beschreibung von Rom angekündigt, oder vielmehr eine neue Ausgabe seines Werks. Brown's medizinische Hefte sind übersetzt zu bekommen, Federici läfst seine Comödien in Padua drucken, in Florenz kommt ein Journal heraus, in Livorno auch eins, hie und da ist in den Zeitungen ein Buch angekündigt, und ein hiesiger Geograph gibt auf Pränumeration Specialkarten vom Königreich Neapel heraus.

Ich bin fertig mit dem, was ich hier von der italienischen Litteratur beobachten konnte;

denn gelehrte Zeitungen gibt es hier nicht, und ein Journal habe ich mit keinem Auge gesehen. Es kann seyn, daſs mir manches entwischt ist, aber nach allem dem, was ich von andern hörte, und selber prüfen konnte, kann man mit der gesammten jährlichen Litteratur Italiens bald fertig werden. Hier in Neapel schränkt sie sich fast auf den Abdruck elender Operntexte ein, welche die Pachter der Schauspielhäuser von elenden Dichtern machen lassen.

Fragt man nun noch, warum ein Büchercatalog von der Leipziger Messe hier in einem glänzenden Licht erscheint? Ich denke, man hat eine vollwichtige Antwort erhalten. Es ist kaum glaublich, aber es ist gewiſs: nach dem jetzigen Lauf der italienischen Litteratur kommen in diesem Lande in 50, schreibe funfzig Jahren, nicht so viel Bücher heraus, als in Deutschland in einer Ostermesse. Ich bin erstaunt, und wer erstaunt nicht mit mir?

Aber auch ohne Vergleichung mit Italiens Bettlerarmuth erscheint dieser Catalog in einem gewissen litterarischen Glanze, den selbst Eng-

land und Frankreich bewundern muſs. Alle Zweige des menschlichen Wissens sind darin abgehandelt, von der Sonne bis zum Samenstäubchen, von der Ceder bis zum Ysop. Die Mechanik des Himmels und die Verfertigung des besten Butterfasses, Homers Darstellungen nach Antiken gezeichnet, und grammatische Elementarbücher für Kinder, Reisen der Spanier nach jener Seite des Erdballs, und Streifereyen in den Harz, die Religion in ihrem weitesten Umfange, und Moral in Fabeln für die Jugend, das Ganze der Oekonomie, und die beste Art, Hopfen zu bauen, alles dies Allgemeine und Besondre, Hohe und Niedrige, mit allen Abstufungen dazwischen ist darin abgehandelt. Jede neue Erfindung, jede neue Erscheinung erhält ihre kleine Bibliothek, und wird bis zur letzten Tiefe erschöpft. Die Kuhpocken, der Galvanismus, die Rumfordsche Suppe, die Thermolampe, die Sparöfen, alle diese und tausend andere specielle Gegenstände, haben darin ihre Bücher, und werden mit Fackeln, mit Lichtern, und mit schmuzigen Lampen beleuchtet.

Dies muſs in jedem cultivirten Lande erstaunlich scheinen, aber besonders in Italien, wo man keinen Begrif von einer solchen öffentlichen Verhandlung aller Erkenntnisse zu haben scheint, und wo sie dennoch so unendlich nöthig wäre. Mein Vaterland erscheint mir hier gleichsam in einem verklärten Lichte, als ein groſses leuchtendes Magazin, worin alle Schätze des menschlichen Wissens aufgehäuft sind, und immer mehr aufgehäuft werden.

Es ist etwas sehr seltsames: an der Ecke des Gewandgäſschens in Leipzig werden in einer Ostermesse mehr neue Bücher angeschaft, als, nach der jetzigen Einrichtung, alle Buchhändler Italiens in vielen vielen Jahren sich anschaffen, und anschaffen können. Hat man je einen solchen Begrif von der italienischen Litteratur gehabt? Welches Urtheil soll man davon fällen, welche Vergleichung machen? Es findet gar keine Vergleichung Statt.

Tausende werden vielleicht rufen: es wird in Deutschland zu viel geschrieben. Ich gehörte einst zu diesen Tausenden, aber seitdem ich

mich in Italien befinde, seitdem ich das Elend gesehen habe, das aus dem Gegentheil entsteht, bin ich aus ihrer Reihe herausgetreten, und habe einige Antworten auf ihre Einwürfe gefunden. Es ist wahr, daſs in Deutschland viel Mittelmäſsiges, viel Schlechtes geschrieben wird; aber es sind auch viel mittelmäſsige und schlechte Köpfe dort vorhanden, die auch etwas für sich haben, auch etwas lesen wollen, und die an den Werken höherer Geister keinen Geschmack finden. Für diese Millionen sind jene Myriaden von Büchern da, und auch ein mittelmäſsiges Buch kann den Geist bilden, oder Grundsätze der Tugend einflöſsen.

In der Sündfluth von Büchern, sagt man ferner, wird manches gute Buch ersäuft, und schwimmt unbemerkt vorüber. Es kann seyn; aber auch manches gute Buch nur. Im Ganzen schwimmt das Gute oben, und wird es auch einmal heruntergedrückt, so ist gewiſs in dem umgebenden Haufen so viel Gutes zu finden, als unmöglich in dem einen Buche seyn kann.

Die vielen Bücher und das viele Lesen,

sagt man endlich, verbreitet eine gefährliche Aufklärung. Dies ist ein Einwurf, der eine längere Prüfung fordert, als hier an ihrem Ort seyn würde, und ich werde an einem andern von Aufklärung reden. Hier will ich nur einige Thatsachen bemerken, die etwas Licht geben können. In Paris, wo das Volk im Ganzen aufgeklärt ist, und in Neapel, wo es wahrlich dies nicht ist, wo es nicht liest, und nicht lesen kann, an beiden Orten ist eine grofse Revolution gewesen, an beiden Orten sind Greuel vorgefallen, vor denen jeden, jeden ein Schauder überfällt, an beiden Orten ist Menschenfleisch gegessen, und der Unschuldige mit Nägeln zerrissen worden. Die Aufgeklärten und die Nichtaufgeklärten haben einerley Grausamkeiten verübt, sind dieselben Karaiben, dieselben Bluthunde gewesen, und Robespierre, der Erstgebohrne aller blutdürstigen Tyger, hafste Wissenschaften und Aufklärung.

Hieran kann es nicht liegen; aus Aufklärung kann nichts Gefährliches hervorgehen. Es mufs einen andern Grund haben, und diesen

werde ich bey einer andern Gelegenheit ans Licht zu bringen suchen.

Aber aus Nichtaufklärung, aus Unwissenheit, aus Rohheit kann viel Erschreckliches hervorgehen, und ein Beispiel schon wird dies beweisen. In Deutschland hat man das frühe Beerdigen gefährlich gefunden, und so lange darüber geschrieben, bis alles aufmerksam geworden ist, alles Vorsicht gelernt hat. Will man wissen, wie man von den 20,000, die jährlich in Neapel sterben, 15,000, vielleicht weit mehr begräbt? Man wirft sie im Sommer und Winter, 24 Stunden nach ihrem Entschlummern, nackend in eine weite Höhle, die oben eine Oeffnung hat, und worin schon eine Menge Todte liegen, hinunter, schüttet etwas ungelöschten Kalk auf sie herab, und wirft die Thür der Höhle zu.

Nun denke man sich, daſs der Hinuntergeworfene nicht todt ist, daſs der Kalk seine Wirkung thut, und ihn aus seinem Todesschlummer erweckt. Er findet sich in einem unterirdischen Gewölbe nackend auf Todtengebeinen,

auf halb und ganz verwesten Leichnamen, fühlt sich von brennendem Kalk verzehrt, weiſs, daſs er begraben ist, daſs er hier zum zweitenmal sterben muſs, und daſs keine Rettung Statt findet. Sein Jammergeschrei kann nicht zu dem Ohr der Lebendigen dringen. Dies ist einer der schrecklichsten Gedanken, welche die menschliche Seele fassen kann.

Nun frage ich jeden, der Neapel kennt, auf welchem Wege er dies zu der Kenntniſs des gemeinen Mannes bringen will? Es ist kein Mittel dazu vorhanden, und wenn er ein Schriftsteller, ein Luther, und Rousseau wäre. Die Zeitungen nehmen keine Anzeige davon auf, Journale sind nicht vorhanden, die übrige Litteratur ist in nichts versunken; und wenn auch dies alles nicht wäre: der gemeine Mann vermag keinen Buchstaben zu lesen. Er hat kein Organ, wodurch man mit ihm reden kann. Ueber ihm schwebt ein schreckliches Gewitter, und er weiſs es nicht. Aber dies nicht allein, tausend andere Greuel sind vorhanden, welche die Unwissenheit dicht mit ihrem Mantel bedeckt.

O gesegnet sey das Verhandeln des Menschlichen in Deutschland vor den Menschen, gesegnet sey das ans Licht bringen im Finstern schleichender Verderbnisse, und das Organ der fliegenden Blätter, wodurch ganz Deutschland gleichsam mit einander redet! Gesegnet sey das All unserer Litteratur, die jeden Zweig menschlicher Erkenntnisse hell beleuchtet, und gemeinnützig zu machen sucht!

Dessen ungeachtet fühle ich, daſs eine gewisse Gränze vorhanden ist, die nicht ohne Nachtheil überschritten werden darf, und die vielleicht in Deutschland überschritten worden ist. Man hat nicht mit Auswahl genug geschrieben, nicht das daheim gelassen, was keinen nahen oder unmittelbaren Bezug auf das Glück der Menschen hat, und dies ist bey dem unermeſslichen Umfang der Litteratur so nöthig; eine Revision des mehr und minder Nützlichen ist so dringend erforderlich, daſs derjenige eine groſse litterarische Sünde zu begehen scheint, der so wenig Beurtheilungskraft besitzt, um über

einen unfruchtbaren Zweig des Wissens zu schreiben.

Mit Bedauern habe ich folgende Titel von Büchern bemerkt: Versuch über die keilförmigen Inschriften von Persepolis; Taschenbuch für Lottospieler zur gründlichen Anweisung zum Lottospiel; Historisch-genealogische Nachricht von dem angesehenen Geschlecht derer von Eikstädt u. s. w.; Versuch über die Ursachen der Verschiedenheiten in den National-Characteren; die Kunst, sich mit falschen Haaren zu schmücken u. s. w.; wenn anders die Bücher nichts weiter enthalten, als was der Titel verspricht; ferner die vielen Bücher über die Geheimnisse des Beischlafs, die, gegen den Karakter der Deutschen, recht schamlos vor dem Publikum verhandelt werden, und endlich die Bibliothek von Schriften über eine Philosophie, die für so wenige Menschen ist, und die eine weit kleinere Anzahl von Männern verstehen, als wir Bücher darüber haben.

O hätte doch einer von den Verfassern dieser und ähnlicher Schriften den Gedanken gehabt, eine Untersuchung über die beständig wachsende Theurung in den Ländern Europa's zu schreiben, und Mittel gegen dieselbe anzugeben! Dies ist einer von den wenigen Artikeln, die ich in dem Catalog nicht fand, so wie noch einen andern, der von minderer Wichtigkeit scheint, der aber dennoch wegen seines Einflusses auf die Geschichte, auf die schönen Künste, und auf das Vergnügen der Menschen, von Bedeutung ist: ein Werk über alle Münzen. Da ich mich jetzt mit diesen reizenden Ueberbleibseln aus dem Alterthum beschäftige, und eine beträchtliche Anzahl echt antiker griechischer und römischer Münzen vor mir habe, so werde ich nach meinen Kräften einen kleinen Theil dieser Lücke auszufüllen suchen, und im Helios einige Worte über diesen Gegenstand sagen.

Ich bemerkte oben, daſs man mit Bedauern die Titel von einigen unfruchtbaren Büchern in dem Catalog wahrnähme; dagegen sind hundert

andre zu finden, die mir höchst bedeutend scheinen, wenn sie ihren Gegenstand erschöpfen. Ich nenne nur einige: Uebungs - Magazin, wie ein jeder Schullehrer auf dem Lande es haben sollte; Zeitschrift für eine künftig aufzustellende Rechtswissenschaft; Kern des Reichsanzeigers in Hinsicht der Gesundheitskunde; derselbe in Hinsicht der Land- und Hauswirthschaft; über die beste Art, die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten.

In Italien hat man jetzt gar keinen Begrif von der Herausgabe solcher Bücher, und wird ihn auch nicht wieder bekommen, denn das Land, das einmal von jenem Wesen verlassen wurde, dessen im vorhergehenden Abschnitt gedacht wird, sieht es nie wieder. Es erscheint nur einmal.

Was die Romane in dem Catalog betrift, so habe ich mit Vergnügen bemerkt, dafs sie nicht den zehnten Theil von den Büchern einnehmen, und dafs besonders die Ritterromane

fast ganz verschwunden sind. Dagegen entdeckt man eine Menge Räubergeschichten; aber eine eigentliche Hauptperiode irgend einer Gattung Romane scheint nicht vorhanden zu seyn. Ehmals hatten wir mehrere davon. Die empfindsamen Romane nahmen mit dem Siegwart, Carl von Burgheim, Yoriks Reisen u. s. w. ihren Anfang. Nicht lange nachher folgten die Ritterromane, denen in verschiedenen Zeiten Götz von Berlichingen, die Sagen der Vorzeit u. s. w. ihr Entstehen gegeben zu haben scheinen. An sie knüpften sich mit Hermann von Unna die vehmrichterlichen Romane, und an diese wieder die Geistergeschichten, denen Schillers Geisterseher den ersten grofsen Stofs gab. Zu den Räubergeschichten, die jetzt merklich in der Romanenwelt dominiren, scheinen die Räuber von Schiller ebenfalls den ersten Keim gelegt zu haben; übrigens haben wir jetzt keine eigentliche Periode.

Mögte doch die Periode der Gemeinnützigkeit bey den Romanen kommen, mögte doch jedes dieser Werke mit dem Zweck der Unter-

haltung einen moralischen, wissenschaftlichen, oder sonst lichtverbreitenden Zweck verbinden, der das Ganze hindurch merkbar wäre! Salzmann's Carl von Carlsberg, Schummels Spitzbart und kleiner Voltaire, von Göthe's Wilhelm Meister haben eine Probe davon gegeben, und ich wage es, jedoch mit der gröſsten Bereitwilligkeit, nachzugeben, wenn jemand anders urtheilen sollte, hieher auch meinen Natalis und Zauberer Angelion zu rechnen. Durch einen solchen überall sichtbaren Zweck wird zugleich die so schwer zu erreichende Einheit eines Werks erleichtert.

Man betrachte die Romane nicht mit zu gleichgültigem oder verächtlichem Blick. Sie bringen den zum Lesen, der nie liest, sie bilden das Herz des Unwissenden, sie stellen Tugend und Laster in ihrem wahren Lichte auf, und entwickeln oft das schlummernde Genie. Sie verbreiten Kenntnisse, und geben das Nichtwohlschmeckende gleichsam mit einem süſsen Saft ein.

Wie sehr übrigens die Romane auf die bessere Gesinnung einer Nation wirken, das kann man in einem Lande sehen, wo es keine Romane gibt. Die Menschen verlieren daselbst allmählich das Ehrgefühl, die Tugend verliert ihren Reiz, das Laster seine Abscheulichkeit, und der Geist des Volks wird zuletzt von einem unersättlichen Eigennutz beherrscht, der allen Handlungen desselben sein Gepräge aufdrückt. *Credite experti!*

Von den Schauspielen kann man ungefehr dasselbe sagen: sie bilden das Herz und die Sitten des grofsen Haufens. Im Schauspielhause allein kann dieser in Gesellschaft edeldenkender und feingesitteter Personen seyn, und aus ihrem Spiel lernen, wie man handeln und sich betragen mufs. Wien stände unendlich tiefer, wenn es nicht fünf Schauspielhäuser, und 500 Kanzeln hätte.

Ich ende meine Bemerkungen über einen Büchercatalog, zumal da es nicht der ganze Mefscatalog ist, sondern nur die angeschaften Bücher einer einzigen Buchhandlung enthält;

aber aus mehreren Umständen schliefse ich, dafs er mindestens das Beste enthält, was 1802 herauskam. Uebrigens wird sich niemand wundern, dafs er mir so wichtig war, wenn er sich erinnert, dafs ich in einer Stadt bin, wohin keine einzige litterarische, und keine einzige gute politische Zeitung kommt, wo das Bücherlesen im Ganzen ein unbekannter Genufs ist, und wo man in der gröfsten Buchhandlung des Orts, nämlich bei den Gebrüdern Terres, kein einziges deutsches Buch findet.

Klopstok in einem Stammbuche.

Ein ungarischer Graf, v. R., der in Europa und Amerika viel sah, erfuhr, litt, und zuletzt als Major in englischen Diensten war, ist, mit Wunden aus den Schlachten des letzten Krieges bedeckt, nach Neapel gekommen, das Schicksal hat uns mit einander bekannt gemacht, und Behagen an einander finden lassen.

Dies würde ich dem deutschen Publikum nicht erzählen dürfen, wenn ich nicht noch etwas anders hinzuzusetzen hätte. Dieser Graf ist zugleich ein grofser Freund der deutschen Litteratur, und liefert selber Beiträge dazu. Er hat überdies etwas mit nach Neapel gebracht, was hier ein Leckerbissen ist, nämlich deutsche Bücher: Schillers Jungfrau von Orleans, Lavater über ihn und seine Schriften, die Laterne des Diogenes; nächstdem aber auch etwas Geschriebenes von einem grofsen deutschen Mann, von Klopstok, zwar nur in seinem Stammbuche, aber doch wichtig.

Wer ist nicht begierig, zu wissen, was Klopstok in ein Stammbuch schreibt? Es ist eine Uebersetzung von dem Anfange der 3ten Ode im 3ten Buche des Horaz, und man fühlt bei dem ersten Ueberblick, dafs die Uebersezzung von ihm sey. Hier ist, was Klopstok schrieb:

Horaz.

Dem Mann, der recht thut, standhaft ist, wird das Volk
Nicht, glühend, Arges fordernd, den festen Geist

Erschüttern, noch des nahen Herrschers
Drohendes Auge, und kein Orkan nicht,

Empörer aller Wogen des Adria,
Nicht Jupiters des Donnerers hoher Arm!
Und wenn der Himmel krachend einstürzt,
Schmettert die Trümmer den Ungeschreckten.

Hamburg den 29ten Okt.
1797. *Klopstok.*

Wer, der Klopstoks Poesie nur etwas kennt, fühlt nicht, daſs sie es sey? Wer erkennt nicht den hohen Odendichter? es ist fast unmöglich, hier einen groſsen Wunsch zu unterdrücken, den Wunsch: Klopstok mögte alle Oden des Horaz übersetzt haben. Diese Probe, das Gedrungene, Getroffene derselben, die Erreichung des Horaz, (denn er scheint hier erreicht zu seyn,) gibt diesem Wunsche eine groſse Stärke. Und dennoch fühle ich noch einen andern stärkern: hätten wir doch aus der schönen Zeit Klopstoks eine Uebersetzung der Aeneide, der Iliade und der Odyssee von ihm! Dann hätten wir einen deutschen Virgil, einen deutschen Homer.

Unersetzlich ist dieser Mangel, ewig unersetzlich. Nur der Heldendichter kann den Heldendichter übersetzen, und Deutschlands gröſster that es nicht. Nur er vermogte die Schönheiten und Wendungen der alten Dichter, welche die neuere Sprache hie und da verloren gehen lieſs, durch andere Schönheiten und Wendungen, welche der deutschen Sprache eigen sind, dort und dort wieder aufzuwiegen. Nur er vermogte rein, einfach, erhaben, kurz, wie die Alten zu seyn. O hätte er manches in Prosa nicht geschrieben, und uns dafür eine deutsche Aeneide, eine deutsche Iliade in der Sprache und Schönheit des Messias gegeben.

Die Wünsche sind vergeblich, Klopstok ist über siebenzig Jahr alt, und alles, was wir hoffen dürfen, sind einzelne Oden aus dem Horaz, oder ein Buch aus der Aeneide. Aber wer fühlt nicht, daſs auch dies etwas Groſses seyn würde.

Ich erinnere mich nicht, ob die obenbenannte Ode ganz von Klopstok übersetzt, und irgendwo schon abgedruckt ist; aber so etwas liest man nicht zu oft, und ich setze um der

Vergleichung willen auch die Stelle aus dem Original her:

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida; neque Auster,
Dux inquieti turbidus Adriae,
Nec fulminantis magna Jovis manus.
Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.

Und wenn der Himmel krachend einstürzt,
Schmettert die Trümmer den Ungeschreckten.

Wo ist der Deutsche, der diese letzten Worte besser, kürzer, treuer zu übersetzen wagt? Ich halte dies bey der jetzigen Ausbildung unserer Sprache beinahe für unmöglich.

Ich zeigte die übersetzte Stelle einem Neapolitaner, einem von den wenigen, welche die deutsche Sprache lernen, und er brachte sie mir am folgenden Tage von einem italienischen Dichter übersetzt. Hier ist sie:

Non furore di popol, che impone
Dure legge, non truce tiranno,
Non i flutti, che irati si stanno,

Qualor Ostro il mar d'Adria scompone;
Non la destra di Giove tonante
Puote far, che si muti di mente
Uom, che mena una vita innocente,
E nel proprio valor é costante.
Se cadesse del mondo la mole
Reggerebbe a rovina, che uccide.

Nein, nein; aus Welschland wird der Held nicht kommen, der unsere Dichtkunst besiegt. Die Uebersetzung scheint mir, bei einigen Schönheiten, äuſserst matt, und trotz der Reime am Ende, sehr prosaisch zu seyn. Wie elend und weitschweifig ist der schöne Anfang der Ode: *justum et tenacem propositi virum*, durch

Uom, che mena una vita innocente,
E nel proprio valor é costante,

übersetzt! Aus fünf Worten sind zwölfe geworden. Uebrigens ist von einer *vita innocente* gar nicht die Rede, und das Wort *mente* hat offenbar das *innocente* herbeigezogen. Klopstok besiegt in jeder Zeile den Ausländer, und würde wahrscheinlich auch den mit ihm wetteifernden Inländer besiegen.

Wenn man die Veranlassung weiſs, warum er gerade dies in das Stammbuch schrieb, so wird die Stelle dadurch noch schöner. Der Graf hatte nicht lange vorher einen groſsen Sturm auf dem Meer ausgestanden, und sich bei der gewiſs scheinenden Annäherung des Todes durchaus erschieſsen wollen, um nicht in den Wellen umzukommen; dies hatte Klopstok erfahren, und dem jungen Krieger einen Wink gegeben, daſs man auch in der höchsten Gefahr standhaft bleiben müsse.

Seltsame Gebräuche in Neapel.

Fortsetzung.

Das Tabakrauchen ist bei weitem in Neapel nicht so gebräuchlich, als in Deutschland. In Kaffeehäusern, wo mehr als hundert Menschen beisammen sind, sieht man keinen einzigen rauchen, unterdeſs in deutschen Kaffeehäusern zehn Personen ganze Zimmer mit Dampf und Wolken anfüllen. Wahrscheinlich ist das warme Clima dieser Gewohnheit entgegen. Indessen raucht man zu Zeiten auf den Straſsen, und zwar aus kleinen Röhren, die ganz von Tabaksblättern gemacht sind, und Cigarri heiſsen. Diese zündet man auf der einen Seite an, und nimmt die andere in den Mund, wie auch schon in Deutschland hie und da gebräuchlich ist.

Es ist die Unbequemlichkeit damit verbunden, dafs die Pfeifen immer kürzer werden, und dafs man am Ende ein Stückchen davon wegwerfen mufs.

Dies Rauchen aus Cigarri ist wohl der Grund, warum man hier sehr schlechte Pfeifen hat. Sie bestehen aus einem kleinen von Erde gebrannten Kopf, worin ein gewöhnliches Schilfrohr steckt, und kosten einen Gran. Gipspfeifen kennt man hier gar nicht.

Die gröfsten Ochsen, die ich in meinem Leben gesehen habe, sind in Neapel. Die polnischen Ochsen sind Kinder gegen sie. Sie sehen ganz weifs aus, und ihr Rücken ist weit höher, als ein gewöhnlicher Mensch. Dafür müssen sie aber auch ihrer Gröfse gemäfs arbeiten, und ungeheure Lasten ziehen. Um dies besser zu können, und den Huf dabei nicht zu zerreifsen, sind sie beschlagen, und zwar an allen vier Füfsen. Wenn man zum erstenmal ei-

nen beschlagenen Ochsen sieht, so fällt dies sehr auf; aber die Sache ist hier etwas so gewöhnliches, wie in Deutschland das Beschlagen der Pferde.

In Deutschland hat man in 24 Stunden nur einen Tag, und nur eine Nacht; in Neapel hat man, mindestens im Sommer, in dieser Zeit zwei Tage und zwei Nächte. Die erste Nacht tritt nach der Mittagstafel ein, und ist gleichsam die Hauptnacht, obgleich während derselben heller Tag ist. Die Fensterthüren oder Laden werden fest zugemacht, so daſs die dickste Finsterniſs in den Zimmern herrscht, die Gewölbe werden verschlossen, Handel und Wandel stehen still, und man sieht nur wenig Menschen auf der Straſse. Ich habe das Beispiel, daſs selbst in Apotheken in dieser Zeit nichts zu bekommen war,

Diese Nacht währt zwei bis drei Stunden, und nach ihr wäscht sich die elegante Welt,

und zieht sich erst gehörig an, um in die Conversation, oder ins Schauspiel zu gehen. Den Vormittag hindurch gehen die Frauenzimmer in einer schwarzseidenen Morgenkleidung, die Mante genannt, mit verschleiertem Haupt, und die Männer sind gewöhnlich unfrisirt. Friseur und Balbier erscheinen bei ihnen Nachmittag um vier oder fünf Uhr.

Die zweite Nacht beginnt in der Mitternacht unserer wirklichen astronomischen Nacht, wo der Himmel seine Laden verschliefst, und die Sonne den Insulanern der Südsee scheint. Wenn man nämlich aus der Conversation oder dem Schauspiel kommt, ifst man ein kleines Abendbrot, und legt sich sodann gleich schlafen. Die Länge dieser zweiten Nacht ist sehr verschieden, je nachdem die Geschäfte und Berufsarbeiten sie bestimmen. Die arbeitende Classe von Menschen steht mit Anbruch des Tages auf, die beschäftigte einige Stunden später, und die faullenzende schläft bis gegen Mittag. *Tout comme chés nous.*

Von Ostern bis Michaelis dauern diese zwei Tage und zwei Nächte. Den Winter hindurch hat man wie bei uns in 24 Stunden nur einen Tag und eine Nacht. Aber über jene erste Nacht im Sommer hält man so pünktlich, daſs, wenn man in einem bekannten Hause zu Mittag gegessen hat, einem auch gewöhnlich nach Tische ein Bette angeboten wird; Sieste muſs man halten, und in der Hitze würde es unbequem seyn, zu Hause zu gehen.

An dieser Gewohnheit, einen so langen Mittagsschlaf zu halten, ist indessen nicht so wohl die Hitze Schuld, als vielmehr der Glaube, daſs man im Schlafen weit besser verdaue, als beim Wachen.

Eine seltsame neapolitanische Gewohnheit besteht darin, daſs die Männer Fächer tragen. Dies ist so häufig, daſs man auf allen Straſsen, in allen öffentlichen Häusern, und besonders auf den Promenaden geistliche und weltliche Männer sieht, die sich wedeln. Mit einem

Schnupftuch oder Hut dies zu thun, wie es etwa bei uns geschieht, würde gleichsam schimpflich seyn, weil man den Verdacht erwecken könnte, man hätte sich aus Sparsamkeit keinen Fächer gekauft.

Anfangs fällt diese Gewohnheit äufserst auf, und mifsfällt zugleich sehr; allmählig gewöhnt man sich daran, so dafs ich mich jetzt nicht mehr wundern würde, wenn ich jemanden zu Pferde sich wedeln sähe. Indessen hat es doch immer etwas Widriges, wenn jemand in der linken Hand den Degenknopf hält, und mit der rechten den Fächer schwingt.

Nur die genauesten Bekannten grüfsen sich in Neapel auf der Strafse, wie in allen grofsen Städten, aber man hat eine andere sonderbare Gewohnheit. Wenn jemand niest, indem man bei ihm vorbeigeht, so sagt man: zur Gesundheit. Ich bemerkte dies zuerst, als ich einst einer alten Frau, die recht aus allen Kräften nieste, im Vorbeigehen aus Scherz: *evviva!* zu-

rief. Ich glaubte, sie würde es übel nehmen; aber sie dankte mir ganz artig. Nachher habe ich gefunden, daſs dies Höflichkeitssitte ist, und man hat mir oft gedankt, ehe ich noch zur Gesundheit gesagt hatte.

Die Betten in Neapel, und fast in ganz Italien, unterscheiden sich von den deutschen Betten wie die übrige Lebensart. Ein Federbette ist in ganz Neapel nicht zu finden, mindestens bei keinem gebornen Neapolitaner. Man schläft auf Matrazzen mit Wolle ausgestopft, und die Vornehmen bedienen sich der längern und weichern Wolle der Barbaresken, die von der afrikanischen Küste in der Gegend von Algier hieher gebracht wird, die ärmere Klasse von Menschen schläft auf inländischer Wolle. Man liegt freilich nicht so weich, als auf Federn, aber auch nicht so warm; dies ist besonders im Sommer von Bedeutung.

Zwei kleine Kopfküssen, ebenfalls mit Wolle ausgestopft, und eine durchgenähte Dek-

ke machen den ganzen Apparat aus. Im Ganzen schläft man hier sehr niedrig mit dem Kopf und sehr unbequem, mindestens für einen Deutschen.

Die Bettstellen sind noch ungewöhnlicher wie die Betten. Sie bestehen aus zwei eisernen Fufsgestellen, die eine Querstange tragen. Diese stellt man gegen einander über, legt ein Paar Breter darauf, und die Bettstelle ist fertig. Sie hat also an den Seiten keine Einfassung, aber man ist doch nicht leicht in Gefahr, herunterzufallen, weil diese Lagerstätte gewöhnlich sehr grofs sind.

Am Tage rollt man die Matrazzen zusammen, legt sie auf das Kopfende der Breter, und des übrigen Theils derselben bedienen sich die ärmeren Leute zum Sitzen.

Die Fortsetzung künftig.

Einige Sonderbarkeiten in der Anlage von Neapel.

Neapel ist auf Tiefen und Höhen erbauet, hat im Ganzen flache Dächer und viele abschüssige Strafsen. Dies bringt eine Menge Sonderbarkeiten in der Lage hervor, die ich in keiner andern Stadt bemerkt habe, von denen ich hier einige anführen will. Ich fange bei meiner Wohnung an.

Wenn man hinter dieselbe geht, so befindet man sich auf einem freien Platze, neben welchem einige kleine Wohnungen sind, und im Grunde desselben sich die Häuser gegen St. Elmo zu erheben. Tritt man auf die linke Seite dieses Platzes, so sieht man sich auf einmal auf einer glatten Fläche, die durch die Kunst

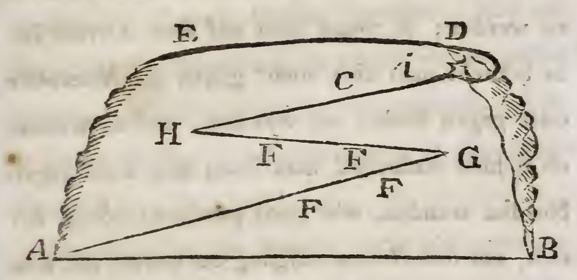
gemacht ist, und an der einen Seite eine niedrige Einfassung hat. Sieht man über diese hinweg, so erschrickt man, denn man sieht in eine grofse Tiefe hinunter. Wo befindet man sich? — Auf dem Dach eines hohen Hauses, und die Tiefe ist eine Strafse, die nach St. Elmo hinauffuhrt. Näher nach meiner Wohnung zu geht man auf ein anderes etwas niedrigeres Dach, und von diesem kommt man durch einige Thüren unter jenes höhere Dach. Es wohnen Menschen darunter, und zwar haben sie drei Stockwerke höher ihren Eingang, als die untern Bewohner des Hauses. Sie mögen diese, wenn sie auch schon Jahrelang mit ihnen in demselben Gebäude wohnen, nie gesehen haben. Sie beschäftigen sich mit dem Ausstopfen der Matrazzen, und arbeiten bei gutem Wetter gewöhnlich im Freien auf dem Dach, von welchem sie in ihre Wohnung hineingehen. Auf diesen Dächern versammelt sich auch an Feiertagen die Jugend umher, und spielt mit Kugeln.

Nach vorne zu ist die Lage meiner Wohnung fast eben so seltsam. Trete ich aus mei-

ner Hausthür, so trete ich auf ein schönes Pflaster von Quadern aus Lava, und bin in einer abschüssigen Strafse; aber ich stehe über dem Haupt anderer Menschen, die unter der Strafse wohnen. Gehe ich einige Schritte rechts unterwärts und wende mich wieder links, so komme ich bei den Hausthüren der Menschen vorbei, über deren Kopf ich mich eben befand, und was das seltsamste ist, so befindet man sich hier wieder über dem Kopf Anderer, und würde, wenn man zu graben anfinge, auf bewohnte Zimmer stofsen. Ich will das Räthsel zu erklären suchen.

Meine Wohnung liegt nahe an der Höhe des Monte Dragone, und zu diesem führt von dem Largo del Vasto ein Weg im Zikzak hinauf, um ihn weniger abschüssig und bequemer zu machen. Wenn man in diesem Zikzak geht, so mufs man nothwendig an der einen Seite die Höhe, an der andern das Abschüssige des Berges haben. Die Höhe ist senkrecht abgeschnitten, und in dieselbe haben die Menschen ihre Wohnungen eingegraben. Wenn man nun her-

aufsteigend bei denselben vorbeigeht, und sich in dem Winkel des Zikzaks wendet, so muſs man nothwendig gleich nachher über sie hinwegkommen. Hier ist eine flüchtige Zeichnung davon:



A B ist die Grundfläche, *A E D B* der Berg, *A G* der Weg bis zum ersten Winkel des Zikzaks, *G H* der zweite, und *H D* der dritte; in *F F F F* sind die Wohnungen unter dem gepflasterten Wege; in *C* ist meine Wohnung, in *i* der alte verfallende Palast Brancaccio, *D E* ist eine Straſse in der Stadt selbst, und diese ganze Seite des Berges macht gleichsam die Gränzen zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt Khiaja. Genau kann sie nicht bestimmt werden, weil beide unmerklich in einander übergehen.

Die Wohnung *C* hat in der Lage große Vorzüge. Da keine Häuser, sondern nur die niedrige Mauer des Zikzaks, ihr gegenüber liegt, so hat sie eine vortrefliche Aussicht. Kein Schif kann in den Golf einlaufen, ohne bemerkt zu werden; ja wenn man auf dem Astrico ist, so braucht man sich nicht gegen die Meerseite oder gegen Süden zu wenden, um zu wissen, ob Schiffe einlaufen, man kann sich auch gegen Norden wenden, wie jener persische König, der sich, um den Sonnenaufgang zu sehen, mit dem Gesicht gegen Abend wandte.

Bei den Schiffen hier ist man seiner Sache noch weit gewisser. Nach der Landseite nämlich erhebt sich St. Elmo, und von der höchsten Mauer desselben werden Fahnen oder Kugeln ausgesteckt, wenn Schiffe sich nähern; ja man kann sogar aus der Farbe derselben wissen, was für Schiffe es sind.

Am Tische in seinem Zimmer sieht man die Insel Capri, und von seinem Sopha die Spitze des Pausilipp, oder des Cap Minervae. Von dem Balcon, oder dem Astrico aber ist die Aus-

sicht so umfassend, daſs ich Bogen davon vollschreiben müſste, wenn ich sie detailliren wollte, und ich bemerke nur, daſs man den königlichen Garten Francaville dicht vor sich, und am Ende desselben den Palast dieses Namens sieht, in welchem Hakkert wohnte, und aus dem dritten Stockwerk in den Garten gehen konnte. Schöner wird er nie wohnen. Aber zurück zu den Sonderbarkeiten in der Lage Neapels.

Wenn man die Straſse *DE* hinuntergeht, so kommt man über eine hohe Brücke. Unter dieser aber flieſst kein Wasser, sondern ein Strom von Menschen, Wagen, Pferden und Eseln, die oft in dem engen Beet dicht zusammen gedrängt werden, und sich nicht selten stopfen. Kurz, es läuft eine Straſse unter der Brücke durch, die Strada Khiaja, (die man von der Vorstadt Khiaja wohl unterscheiden muſs) und die Brücke geht an hundert Fuſs hoch quer über sie hinweg, von einem Berge zum andern.

Jenseits der Brücke ist ein freier Platz, von

welchem man zur Rechten vermittelst einer Treppe in die untere Strafse hinabsteigen kann. Wendet man sich zur Linken, so kommt man in eine schmale Gasse, die zum königlichen Palast hinunterführt. In dieser sind grofse Thorwege in den Häusern, und man kann bequem hineinfahren; geht man aber einige Schritte weiter, so sieht man plötzlich aus dem dritten Stockwerk hinaus. Ja in demselben Zimmer kann man aus dem einen Fenster bequem hinaussteigen, aus dem andern schaut man in eine grofse Tiefe hinab. Man könnte hier einen bösartigen Spafs machen, nach Art, wie Gil-Blas ihn erfuhr.

In dem Hause eines Freundes von mir ist ebenfalls eine seltne Lage. Geht man im dritten Stockwerk in ein Hinterzimmer, so sieht man nahe unter sich einen Garten, gegen sich über etwas höher, als man selber sich befindet, sieht man ebenfalls einen Garten mit Bäumen und Lauben. Denselben Anblick hat man oft in den Strafsen der Stadt; man sieht plötzlich einen Garten in der Luft schweben, und die

Gärten der Semiramis verlieren in Neapel viel von ihrem Wunderbaren.

Der königliche Garten Francaville am Brancaccio ist schon ein kleines Nachbild davon. Er hat drei Etagen. In die zweite konnte Hakkert aus seinem Fenster hineingehen, in der dritten wohnt der Gärtner, der ein Deutscher ist, und sie liegt so hoch, wie das Dach des Palastes.

Gegen meinen Fenstern über, nicht weit vom Meere, ist auf dem Dach eines hohen Hauses eine kleine Strafse. Durch drei oder vier Thüren gehen die Menschen hier von einem freien Platz, nämlich von einem Theil des Daches, in ihre Wohnungen hinein. Damit aber die Kinder oder Hunde, oder sonst etwas nicht aus dieser Strafse in die andere hinunterfallen, so ist sie an der einen Seite mit einer kleinen Mauer umgeben. In ihr treiben die Bewohner dieser Höhe ihr Wesen, trocknen ihre Wäsche, verrichten ihr Gewerbe, und belustigen sich. Sie wohnen, gleich den Adlern, in einer andern Region, und haben ihr Nest in den Lüften.

Unter ihren Füſsen weilt Schwelgerei, und Wollust, und Pracht; sie selber essen Polenta mit etwas Käse, und trinken Wein zu $2\frac{1}{2}$ Gran die Karaffa. In ihrer Straſse ragen, statt der Brunnen, Schornsteine hervor, und sie könnten, wenn sie ein Seil darin hinunterlieſsen, Feuer heraufziehen. Ich zweifle nicht, daſs dies nicht geschehen sollte.

Die Fortsetzung künftig.

Die

Pyramide des Cajus Cestius in Rom.

Wenn man sich in Rom in einer einsamen Gegend, wo selten der Fuſstritt eines Menschen erschallt, der Stadtmauer nähert, und das Thor St. Paul zur Linken läſst, erblickt man etwas, das die Aufmerksamkeit sogleich an sich reiſst, und den Blick mit einem auſserordentlichen Gegenstande füllt. Dieser ist das Grabmal des

Römers, Cajus Cestius, eines Oberaufsehers der Lectisternia oder religiösen Gastmahle in den Tempeln, der wahrscheinlich zu den Zeiten des Kaisers August lebte.

Das Grabmal besteht aus einer einfachen Pyramide, welche 113 Fuſs hoch, von Backsteinen erbauet, und auswendig mit Platten von weiſsem Marmor bedeckt ist, mindestens war. Sie hat an jeder der vier Seiten 89 Fuſs Breite, und ruht auf einem drei Fuſs hohen Sokkel von Travertinstein.

Diese Pyramide macht einen Eindruck, der einzig ist, denn man hat nie vorher ein ähnliches Gebäude gesehen. Man wird nicht überrascht, denn man erwartet eine Pyramide, aber der Anblick imponirt äuſserst und man empfindet ein stilles Erstaunen über die seltsame Gestalt.

Ich erinnerte mich, daſs einst in der Zeitschrift über die Kunst, dem Torso, der Vorschlag zu einer Pyramide zum Denkmal Friedrichs des Einzigen gemacht ward. Beim Anblick dieser Pyramide des Cajus Cestius fühlte

ich lebhaft, eine Pyramide sey etwas dem Andenken des grofsen Monarchen Würdiges, weil es so einzig, so wichtigscheinend, so unwandelbar ist.

Man kann sich kaum einen Begrif machen, welche Wirkung eine noch einmal so grofse, oder gar eine ägyptische Pyramide machen würde, da diese kleinere schon so dominirt; sie müfste alles ringsum vernichten, und wenn es die herrlichsten Gebäude wären.

Dafs aber ein solches Monument auch das dauerhafteste sey, beweist die Pyramide des Cajus Cestius so gut, als die ägyptischen es beweisen. In ganz Rom, und überhaupt aus dem ganzen Alterthum ist kein Gebäude übrig, das so in seinem Ganzen, in seinem Wesentlichen erhalten wäre, als sie. Die Spitze, die einst durch äufsere Angriffe in den Zeiten der Barbaren, oder durch Alterthum heruntergesunken war, liefs der Papst Alexander VII. wieder aufsetzen, und seitdem steht dies Monument wie in seiner Jünglingskraft da. Selbst das Pantheon kann sich mit ihm in Erhaltung des Ganzen

nicht vergleichen; ihm fehlt nichts, als die äußsere Bekleidung von Marmor.

Die ägyptischen Pyramiden scheinen ihre Entstehung einem Aberglauben zu verdanken. Man glaubte in jenem Lande, die Seelen der Menschen dauerten so lange fort, als ihre Körper vorhanden wären. Daher entstand zuerst das Einbalsamiren. Damit aber auch diese unverweslichen Leichname ein gleich ewiges Grab hätten, und vor äufsern Angriffen sicher wären, erbauten sich diejenigen, die es vermochten, ein Erbbegräbnifs, das am meisten der Zeit trotzte. So entstanden die noch vorhandenen Beweise ägyptischer Gröfse.

In Rom herrschte dieser Glaube nicht, und man dachte dort zur Zeit des Cajus Cestius beinahe so wenig an Erhaltung der Seele, als des Körpers; es ist daher ungewifs, was zur Wahl eines solchen Monuments die Veranlassung gab. Ich bin der Meinung, dafs er dabei blos an Erhaltung seines Namens dachte. Wir haben ja Beispiele, dafs auch neueren Monarchen mehr

die Unsterblichkeit ihres Namens am Herzen lag, als die Unsterblichkeit ihrer Seele.

Die Pyramide des Cajus Cestius hat einige unscheinbare und unähnliche Sprölslinge, einige Grabhügel um sich her. Wenn nämlich ein evangelischer Christ in Rom stirbt, so tragen ihn seine Brüder hieher, und begraben ihn in der Nähe derselben, denn hier nur ist ihnen erlaubt, ihre Todten zu begraben. Das Grab des Heiden schaut stolz auf die versinkenden Gräber der Christen herab. Wahrscheinlich glaubten die frommen katholischen Römer, ihre heilige Stadt würde minder durch die Gebeine der Ketzer entweiht, wenn sie neben einem heidnischen Grabmal verwesten.

In der Mitte der Pyramide ist das Leichenzimmer, 18 Fuſs lang, 12 Fuſs breit und 13 Fuſs hoch; hierin fand man einen Sarkophag, der jetzt in irgend einer Villa ist. An den Wänden bemerkt man einige Malereien, die aber von dem Pinsel der Zeit beinahe ausgelöscht sind.

Was ist die Grotte im Pausilipp?

Eine unterirdische Landstrafse, der kürzeste Weg von einer Seite des Berges zur andern, das gröfste Gebirgsthor auf der Erde, ein Stück von der Hölle, das zur Oberfläche der Erde heraufdrang, und ein Wesen, das sein Haupt verbirgt wie der Nil.

Alle diese Namen lassen sich auf die berühmte pausilippische Grotte anwenden und rechtfertigen. Sie ist eine unterirdische Landstrafse, denn sie führt von Neapel nach Puzzuolo, Bajä, Cuma, Patria u. s. w. Bei der grofsen Bevölkerung Neapels ist überdies zu errathen, dafs sie eine sehr befahrene Landstrafse sey; man begegnet darin mindestens hundert Menschen, und Lastthieren, und gewöhnlich mehr als zehn Wagen. Sie ist so breit, dafs

zwei Wagen bequem sich einander ausweichen können, und daſs noch einiger Raum übrig bleibt.

Sie ist der kürzeste Weg von einer Seite des Berges bis zur andern. Der Bergrücken des Pausilipp und des Vommero bilden einen ungeheuren Wall gegen Mittag und Abend um Neapel. Ueber sie muſs man hinweg, wenn man von dieser Seite die Stadt verlassen will. Aber das Besteigen von Höhen, die 800, 1000 und mehrere Fuſs betragen, hat seine Schwierigkeiten, und man fand ein Mittel, es zu vermeiden. Man durchstach den Pausilipp unten an seinem Fuſs in gerader Linie, und wölbte einen Felsengang von einer Ebne zur andern. Nun fährt man in horizontaler Richtung fort, und legt eine Anhöhe von 800 Fuſs zurück. Der alte Weg, der sich im Zikzak an den Berg hinauf schlängelt, ist noch vorhanden, und dient zu der Stadt Posilipo, die auf der Höhe liegt, und zu den Landhäusern an den Abhängen zu führen. Daſs niemand darauf nach Puzzuolo reist, (es könnte höchstens ein Engländer seyn)

ist einzusehen, obwohl auch die Grotte ihr Unangenehmes hat.

Das gröſste Gebirgsthor auf der Erde. Wer vermag ein gröſseres aufzustellen? Und ein Thor ist es, denn man tritt aus demselben in die Vorstadt Khiaja. Die Gröſse aber wird daraus einleuchtend, daſs es 900 Schritte in der Länge, und an manchen Orten gegen 80 Fuſs Höhe hat. Die beiden Seiten und das Gewölbe bestehen aus glatten Felsen, der Fuſsboden ist mit Quadern gepflastert, und geht ungefähr bis zur Mitte der Höhle etwas bergan, sodann wieder unmerklich abwärts.

Ein Stück von der Hölle, das zur Oberfläche der Erde heraufdrang. Sannazar sagt vom ganzen Pausilipp das Gegentheil; aber die Grotte selber kann er unmöglich mit einschlieſsen. Sie hat etwas Schaudervolles, und gleicht dem Eingang zum Tartarus. Gleich anfangs herrscht Dämmerung, die allmählig in Nacht übergeht, und man befindet sich am hellsten Mittag auf einer schauerlich dunkeln Landstraſse. Besonders aber ist die Durchfahrt am Abend fürch-

terlich. Die Einbildung vermag es sich kaum zu denken, welchen seltsamen Eindruck es macht, wenn die Calessare mit Fackeln in den Händen, unter Rasseln der Wagen, unter wiederhallendem Getöse und lautem Geschrei, sich in diese Höhle hineinstürzen, wenn man in der Nähe und Ferne wehende Fackeln durch das tiefe Dunkel erblickt, wenn vor und hinter uns donnernde Wagen rollen, wenn gedrängte Scharen von Menschen, und Lastthieren, und Heerden uns begegnen, und zu Zeiten ein lautes Rufen erschallt, daſs man sie nicht überfahren möge. Man glaubt in dem Eingange des Orkus zu seyn, und es ist einige Gefahr vorhanden, wirklich hineinzukommen. Ein Furchtsamer, der am Abend durch dies Gebirgsthor nach Neapel käme, und nicht wüſste, wo er sich befände, würde vor Entsetzen auſser sich gerathen, und den nicht Furchtsamen überfällt bei aller Kenntniſs des Orts ein unwillkührlicher Schauder.

Ich glaube, daſs man ihn mit Recht ein Stück vom Orkus nennen könne, so wie endlich

lich auch ein Wesen, das sein Haupt verbirgt, wie der Nil. Noch weiſs man den Ursprung der Grotte nicht, weil er bis in die Zeiten der Griechen hinaufreicht, und die Geschichte nichts davon sagt. Man weiſs ihn wahrscheinlich deshalb nicht, weil man ihn nicht wissen kann, weil keiner bei dem Anfang ihres Entstehens an ihren Zweck dachte. Das Natürlichste, was man sich davon denken kann, ist, daſs man zum Erbauen der Häuser Steine aus dem Pausilipp brach, daſs man es durch ein glückliches Ungefähr in einer Richtung that, daſs allmählig eine tiefe Höhle entstand; und daſs man endlich auf den Gedanken gerieth, sie bis an die andere Seite des Berges fortzuführen.

Wenn man bei Neapel an vielen Orten ähnliche Höhlen gesehen hat, die durch Steinbrüche entstanden sind, wenn man selbst den Pausilipp nach vielen Richtungen dadurch ausgehöhlt sieht, so kann man sich dieses Gedankens nicht erwehren, und er wird fast zur Ueberzeugung. Ihr Ursprung dauerte vielleicht Jahrhunderte; wie soll man ihn wissen?

Auch ward sie erst in spätern Zeiten ganz, was sie ist. In den ältesten Zeiten war sie nur so hoch, daſs ein Reiter mit einer Pike bequem hindurchreiten konnte. Strabo sagt von ihr (*lib.* 5): sie habe sich von einer Seite des Berges bis zur andern erstreckt, sey viele Stadien lang gewesen, und habe oben viele Fenster gehabt, wodurch das Licht hereinfiel. Dies letzte ist am schwersten zu glauben, weil der Berg über der Höhle von einer beträchtlichen Höhe ist, und jedes Fenster nur einem sehr hohen Schornstein ähnlich sehen konnte.

Seneca sagt von ihr, daſs sie lang, langweilig, beschwerlich und voll Staub sey; dies gilt noch jetzt von ihr, obwohl sie seit der Zeit sehr verbessert ist. Alphonsus I. von Aragonien legte die erste Hand daran, und lieſs ihren Eingang und Ausgang tiefer ausgraben, so daſs beides höher wurde. Auch lieſs er einige Oefnungen zur Erleuchtung anbringen. Zu Carls V. Zeit lieſs der Vicekönig Peter von Toledo sie in der Tiefe ausgraben, lieſs die jetzt vorhandenen Fenster in der schiefen Richtung

anlegen, den Boden pflastern, und eine Kapelle in der Mitte der Grotte aushöhlen. Unter Carl III. von Bourbon endlich wurde sie gänzlich wieder ausgebessert, und von neuem gepflastert. So finden wir sie noch, und ihre Durchfahrt ist völlig bequem.

Die Wohnung; einige Folgen der Republik; und die wahnsinnige Frau.

Die Ueberschrift dieses Aufsatzes scheint keinen Zusammenhang zu haben, und hat dennoch einen sehr genauen; es werden nur Kleinigkeiten darin enthalten seyn, aber Kleinigkeiten karakterisiren oft eine Stadt besser, als das Grofse, was man schon davon kennt, und in hundert andern Büchern gelesen hat.

Als ich zuerst nach Neapel kam, führte mich mein Weg eines Morgens an der Calata

di Brancaccio, oder an dem Abhange eines Berges herunter, auf welchem der in Trümmern versinkende Palast Brancaccio liegt. Ich war bey demselben vorbeigekommen, und stieg das Zikzak hinab, als sich auf einmal zur Linken die Häuser öfneten, und ich eine äufserst reizende Aussicht auf den ganzen Golf, seine Umgebungen, und einen grofsen Theil der Stadt bekam. Mitten in einer so bewohnten Stadt einen solchen Anblick zu haben, das überraschte und erfreute mich sehr.

Zur Rechten, gerade am vortheilhaftesten Ort der schönen Aussicht gegenüber, wurde ein neues Haus gebauet. Wer doch hier wohnen könnte, dachte ich, bewunderte die schöne Lage desselben, und stieg unzufrieden zu dem Fufs der Höhe hinab, wo mir meine wirkliche Wohnung bestimmt war. Meinen Wunsch hielt ich für unerreichbar, weil ich glaubte, der Erbauer des Hauses würde es selber bewohnen, oder es würden sich hundert andere Competenten dazu finden.

Das Haus wurde allmählig fertig, und blieb zu meiner Verwunderung leer stehen. Ich erkundigte mich näher, erfuhr, daſs es zu vermiethen sey, daſs sich noch kein Miether gefunden habe, und lieſs mich sogleich mit dem Erbauer, einem neapolitanischen Cavalier, in Unterhandlung ein. Zu meiner Verwunderung war auch seine Forderung gemäſsigt, und er verlangte jährlich 150 neapolitanische Dukaten.

Das Haus hatte in der Bel Etage 9 Zimmer, einen innern Hof, mit 4 kleinen Behältnissen umher, einen vortreflichen Astrico al Cielo, und drei Balkons an der Vorderseite. Ich beschloſs, es zusammen mit einem Freunde zu nehmen, und wir machten ein anständiges Gebot. Der Besitzer lieſs es uns halb und halb; aber er hatte gemerkt, daſs wir es gerne haben wollten, und begann ganz auf die gewöhnliche neapolitanische Art zu handeln. Er nahm sein Wort zurück, und steigerte den Preis. So oft wir mit ihm sprachen, schlug er sein Haus 10 Dukaten höher an, war zweideutig in seinen Reden, zauderte vorsätzlich, kurz, es lieſs sich

mit ihm durchaus nicht zum Ziel kommen, und wir gaben endlich voll Verdruſs unsern Plan auf.

Er stützte sich auf etwas, nämlich auf die Ankunft des Königs und der Königin, welche gerade in dem Zeitpunkte sich näherte, glaubte, das zahlreiche Gefolge derselben, und viele andere ankommende Fremde würden die Miethe sehr steigern, und hofte auf einen verdoppelten Preis. Er irrte sich. Der Hof kam, und das Haus mit der schönen Aussicht blieb leer stehen, blieb es zu meinem Erstaunen sechs Monate hindurch.

Jetzt, da ich weiſs, daſs man in Neapel im Ganzen wenig Gefühl für eine schöne Aussicht hat, und daſs man weit lieber in einer engen Straſse das Gedränge der Menschen und Kutschen sieht, als die schöne Natur, und noch einige andere Umstände kenne, würde ich nicht mehr darüber erstaunen.

Endlich ward das Haus an einen neapolitanischen Hauptmann vermiethet und bezogen. Mein Wunsch, darin zu wohnen, war noch

nicht erloschen, und ich wandte mich deshalb an den Miether, jedoch mit weniger Hofnung, ihn zu erweichen. Ich irrte mich; er überliefs mir sogleich vier Zimmer, sobald ich in einen beträchtlichen Vortheil für ihn eingewilligt hatte.

Man wundere sich nicht, dafs ich einen beträchtlichen Vortheil geben mufste; die Sache ist ganz natürlich. Nicht leicht wird ein gewöhnlicher Neapolitaner, oder überhaupt Italiener jemandem eine Gefälligkeit erweisen, ohne den möglichsten Gewinn dabei zu suchen. Aber hier hatte der Eigennutz noch eine andere Quelle, und ich mufs, um sie ans Licht zu bringen, in die Zeiten der sechsmonatlichen neapolitanischen Republik zurückkehren.

Als diese in Neapel entstand, und die gewöhnliche Umwälzung bewirkte, wurden die Regimenter aufgelöst, und die Collegia der königlichen Officianten hatten dasselbe Schicksal. Eine grofse Menge Menschen verloren Amt und Brot, oder mufsten der Republik dienen. Es ist leicht einzusehen, dafs sehr viele, vom

Militär und Civil, sich zum letzten entschlossen, und gewiſs auch manche, die es um ökonomischer Umstände willen nicht bedurften.

Als sodann die königlichen Truppen unter Anführung des Cardinals Ruffo wieder einrückten, als die Franzosen die junge Republik, die noch in der Wiege und gleichsam an der Mutter Brust lag, ihrem Schicksal überlieſsen, und die Santa Fede entstand, (es zittre jeder, der dies Wort liest: Wer seit der Revolution in Neapel war, wird wissen, was es heiſst; ich aber kann es jetzt nicht sagen,) da verloren wieder die republikanischen Beamten ihr Brot, die sich ausgezeichnet hatten, noch etwas mehr, und die minder Angeschuldigten wurden zurückgesetzt. Sehr viele Officiere auch vom Stabe erhielten, statt ihres ganzen Gehalts, vier Carlin täglich (ungefähr 12 Ggr.) und zu diesen gehörte auch der obenerwähnte Hauptmann. Nun wundre man sich nicht, warum er kleine Vortheile nicht verschmähte.

Aber er lieſs es dabei nicht, und es geschah noch etwas anders, wovon man einen

kleinen Beweis hernehmen kann, was sich hier der Eigennutz ohne Umstände erlaubt. Der Hauptmann zog eines Tages plötzlich aus, und am folgenden Abend waren seine Zimmer von einem andern Besitzer auf eine etwas geheimnifsvolle Art eingenommen. In grofsen Städten pflegt man auf so etwas nicht zu achten; aber ich wurde bald sehr lebhaft erinnert, es zu thun.

Gleich am ersten Abend hörte ich im Nebenzimmer, das nur durch eine Thür von mir abgesondert war, einen aufserordentlichen Lärm. Eine Frauenzimmerstimme, die äufserst heftig und rauh war, erscholl vorzüglich, und ich hörte sie bald fluchen, bald schimpfen, bald sich beklagen, bald weinen, bald sich laut mit andern zanken, und alles dies in einem äufserst gemeinen Ton.

Da ich wufste, dafs ein anderer Officier eingezogen war, so erstaunte ich über das Rohe dieser Scene, und einige Deutsche, die bei mir waren, erstaunten mit mir. Wir glaubten darin einen neuen Beweis zu finden, wie im

höchsten Grade ungebildet auch die höhere Classe von Menschen hier ist.

Der Lärm wurde einigemal so heftig, daſs die nahe gelegenen Häuser ihn bemerken muſsten, und ich klopfte stark an die Thür des Zimmers, worin er war; aber zu meiner Verwunderung wurde auch nicht die kleinste Unterbrechung dadurch veranlaſst. Der Lärm dauerte fort, ich hörte mehrere zankende Stimmen, allein alle wurden von der weiblichen gleichsam zu Boden gedonnert; sie hatte jedesmal das letzte Wort.

Auch die Nacht machte diesem Ungewitter kein Ende, und ich konnte wenig schlafen. Welch eine unselige Xantippe, dachte ich, hat ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen, um deine Ruhe zu stören! Ich konnte mir das unbeschreiblich Rohe und Wütende der Scene durchaus nicht erklären, da die Wohnung nicht von der Beschaffenheit war, um vom Pöbel in Besitz genommen zu werden.

Am andern Morgen erkundigte ich mich näher, und nun erfuhr ich etwas, das mir das

Räthsel löste, das mich aber dabei nicht wenig befremdete, und befremden mufste. Der Hauptmann hatte die Zimmer an einen Officier vermiethet, dessen Frau wahnsinnig geworden war, und der man die Luft am Brancaccio, die man vielerlei Kranken hier verordnet, für zuträglich glaubte; und dies blos, um mehr mit dem gemietheten Hause wuchern zu können.

Dies ist einer von den Zügen, bei welchen man Gelegenheit bekommt, sich gegen den Eigennutz der Italiener zu empören, und leider bieten sich diese hundertfach dar, wenn man auf irgend eine Art mit ihnen zu thun hat.

Die Nachbarschaft einer wahnsinnigen Frau hat unstreitig nichts Angenehmes; indessen hatte diese hier mindestens etwas Merkwürdiges. Sie war eine Märtyrerin der republikanischen Grundsätze, und eine Uebertreibung derselben, die so manchem den Kopf halb verrückt hat, hatte ihr denselben ganz verrückt. Ihr Mann hatte der Republik gedient, war nachher zurückgesetzt, und bekam täglich ebenfalls nur vier Carlin. Dies und mehrere traurige Erfah-

rungen hatte sie so zu Herzen gefaſst, daſs sie den Verstand verlor. In ihrem jetzigen Zustande nun redete sie fast von nichts anderm, als von Buonaparte, von Jacobinern, von Royalisten, von Ferdinand IV, und Carolina Maria. Aber sie hatte kein System in ihrem Wahnsinn, und eiferte bald gegen die Republikaner, bald gegen die Königlichgesinnten. Oft hörte ich sie rufen: *sono tutti Jacobini, tutti Birbanti, tutt' il Brancaccio!* Zu einer andern Zeit küſste sie die Franzosen in Gedanken wohl hundertmal, und ich hörte deutlich den schnalzenden Ton davon. Auch sang sie zuweilen, und ich hörte die Worte von ihr:

Non è cosa
Piu gustosa
Che libertà.

Oft rief sie laut: *viva la libertà, viva la repubblica!* Wären die Sbirren gerade vorbeigegangen, sie wären heraufgekommen, um den dreisten Republikaner aufzusuchen.

Im Ganzen merkte man wohl, daſs ihr Herz an der Republik hing. Einst, in einer guten

Stunde, brachte sie ihr Mann zu mir herüber. Sie sprach beständig von den beiden grofsen politischen Parteien, und sagte endlich: morgen Mittag wird die Republik wieder da seyn.

Um zu versuchen, ob sie etwas dabei dächte, sagte ich: die Zeiten wären vorüber, wo man an die Wiederherstellung der Republik glaubte, und es gäbe jetzt keine Jacobiner und Royalisten mehr. O, rief sie, ich mögte das nicht glauben, die beiden Parteien ständen im Stillen noch immer gegen einander. Das war nicht ganz wahnsinnig gesprochen. Aber bald darauf redete sie wieder viel Verwirrtes von Buonaparte. Von welchem Buonaparte sprichst denn du, fragte ihr Mann; nun, von dem, antwortete sie, den sie in der Türkei gespiefst haben. Unmittelbar nachher fing sie von dem Regiment Estre an zu sprechen, und klagte laut darüber, dafs viele schuldige Jacobiner Brot und Rang behalten, die weniger Schuldigen aber lange im Gefängnifs gesessen und alles verloren hätten. Es mogte viel Wahres unter ihren Reden seyn.

Dies war eine von ihren sehr guten Stunden; in den bösen wütete sie wie ein Unthier, hatte auf jeden Verweis zehn Antworten, bediente sich der gemeinsten, schimpflichsten Ausdrücke. Niemand vermogte mit ihr auszukommen. Besonders wütend war sie, wenn sie einen Officier sah, der in der Revolution nichts verloren hatte. Sie fing endlich an, mit Tellern, mit Gläsern, mit Stühlen umherzuwerfen; dabei klopfte sie oft stark an die Thür, die in mein Zimmer führte. Einst verlangte sie, daſs ich ihr aufmachen sollte, weil sie was mit mir zu reden hätte. *Aprite, Don Carlo*, rief sie, *aprite!* — *Non, Signora*, antwortete ich; *non aprirò. Siete troppo cattiva.* — *Io cattiva?* rief sie, und fing an mit der gröſsten Wut im Zimmer herumzugehen, indem sie immer wiederholte: *io cattiva, io cattiva?* Sie muſste sich auch in der Verrücktheit getroffen gefühlt haben.

Man muſste sie endlich, da sie auch zu beiſsen anfing, an Händen und Füſsen in Ketten legen, man gebrauchte kalte Bäder, und aus dem Hospital der Incurabili, wo die Verrückten

sind, kam eine Frau, die zur Cur etwas mitbrachte, das man eher etwas heiſses nennen könnte: einen Ochsenziemer. Das Kalte und das Heiſse wurde von jetzt an bei ihr angewandt, und das letzte oft sehr hörbar. Ich vermogte kaum Mitleiden mit ihr zu haben, obwohl ich kein Freund von solchen Curarten bin, weil sie ein gar zu arger Teufel zu seyn schien.

Nach einigen Tagen milderte sich ihr Wahnsinn, und verlor sich allmählig ganz. Sie redete nicht mehr von Buonaparte, von Jacobinern, von Royalisten, sie sang keine Freiheitslieder mehr, kurz, sie war, so viel man äuſserlich bemerken konnte, hergestellt. Welche von den beiden entgegen stehenden Curarten diese Wirkung hervorgebracht hat, kann ich nicht entscheiden; ich bin aus Menschenliebe geneigt, mehr an die kalte zu glauben, obwohl auch die heiſse bei Wahnsinnigen noch immer besser angebracht zu seyn scheint, als bei vernünftigen Menschen.

Aus dem Zustande dieser Frau wird man sehen, was hier in den Köpfen gährt. Es ist

ausgemacht, daſs die beiden Parteien im Stillen gegen einander stehen, und daſs die Flamme der einen nur deshalb nicht empor lodert, weil sie keine Luft hat. Mögten sie immer verschiedener Meinung seyn, mögten immerhin diese die Republik, jene die Monarchie vorziehen, wenn es nur nicht mit Haſs, mit Wut, mit Verfolgung geschähe.

Die Menschen sind gleichsam von Natur bestimmt, andere Meinungen zu haben, so wie sie auch am Körper unter einander verschieden sind. Dies ist ein groſser Vortheil, indem es die Einförmigkeit aufhebt; und die Menschen können, bei aller Verschiedenheit im Denken, in Fried und Einigkeit mit einander leben, sobald sie die Leidenschaft davon entfernen. O mögte doch dies bei allen Anhängern fremder Parteien Statt finden!

Es ist etwas Erschreckliches, wenn der Vater um einer Meinung willen den Sohn vergiftet, wenn der Sohn den Vater mit eignen Händen erwürgen mögte, wenn die blutigsten Zwiespalten in Familien entstehen, wenn die näch-

sten Anverwandten sich im Kerker schmachten lassen, wenn Mann und Weib sich mit dem grimmigsten Haſs verfolgen, und dies alles, weil sie in einer unentschiedenen, schwer zu entscheidenden und verwickelten Sache anders denken.

Auch in meinem Vaterlande ist etwas ähnliches zu finden, und die beiden Meinungsparteien stehen oft wütend, und sich gleichsam emporbäumend, gegen einander.

Indem ich dies schreibe, ist wieder die Zeit des beginnenden Jahres herangerückt, und ich kann nicht umhin, noch einmal aus voller Empfindung heiſse Wünsche, besonders in jener Rücksicht Wünsche, die mein Herz, meine Erfahrung, mein Nachdenken mir gebietet, für mein Vaterland gen Himmel zu senden. Ein sehr wichtiger davon heiſst: o mögten die streitenden Parteien sich einander mit Versöhnlichkeit, mit Sanftmuth, mit Nachgiebigkeit nähern, und sich Hand und Herz bieten, wenn gleich der Sinn noch verschieden denkt. Diese Annäherung wird jedem Ausbruch der Leiden-

schaft, der Verfolgungssucht, so wie den künftigen Blutströmen vorbeugen; und sie ist so vernünftig, so gegründet auf reifes Nachdenken.

Alles, was der edle und weise Staatsbürger wünschen kann, ist, selbst glücklich zu seyn, und andere neben sich glücklich zu sehen. Woher entspringt aber dies Glück? Aus einer Monarchie, aus einer Democratie, aus einer Republik? O wahrlich nicht! Dies sind nicht die Quellen, aus welchen jenes erhabene Wesen: Glück der Menschheit, hervorgeht, es sind Nebensachen. Aus Weisheit, aus Ordnung, aus Ruhe, aus Tugend tritt es wie ein Gott hervor, und breitet seine Arme segnend über die Menschen aus. Der Staat ist am glücklichsten, der am tugendhaftesten ist, nicht das Königreich, nicht die Republik, nicht die Aristocratie.

Wie vermag ein Monarch Millionen von Menschen zu beglücken, wenn sie sich untereinander unglücklich machen? Wie vermag es ein Directorium, wenn sie sich durch Haſs, Neid, Parteisucht, Blutvergieſsen in ewige Unruhe versetzen? Wie kann irgend eine Obrig-

keit ihre Unterthanen beglücken, wenn sie nicht selber das meiste dazu beitragen?

Volksglück ist ein Strom, der aus Bildung des Herzens, aus wahrer Religion, aus Menschenliebe, aus allgemein verbreitetem Wohlstande entspringt, nicht aus irgend einer Staatsform. O mögten doch Royalisten, und Republikanisch- oder Democratischgesinnte dies unter ihren Nebenmenschen zu befördern suchen, mögten sie sich doch in solchen Punkten vereinigen, worin alle gute und edle Menschen vereint seyn müssen, und das Unwesentlichere ganz aus den Augen lassen. Es ist jetzt nicht darauf zu sehen, ob man in einer Aristocratie, oder Monarchie lebe, sondern, ob der allgemein einreissenden Theurung Mittel entgegen gesetzt, ob die Armuth möglichst unterstüzt, ob die Jugend zu guten Grundsätzen erzogen, ob das in jeder Staatsverfassung vorhandene Fehlerhafte möglichst gemildert, ob die Gerechtigkeitspflege schnell und wirklich gerecht geübt, ob Sicherheit dessen, was uns theuer ist, erhalten, und jede Grausamkeit gegen unsere Nebenmenschen

verdrängt werde. Dahin muſs aller Blick gerichtet seyn, darin liegt das Groſse verborgen, das des höchsten Trachtens würdig ist!

Es ist eine traurige, und halb unerklärbare Erfahrung, daſs Menschen um politischer Wünsche willen sich so bitter entzweien, zumal da die Erreichung dieser Wünsche keine von beiden Parteien glücklich macht. O mögten sie sich doch nicht verkennen, und die einzige Wahrheit fühlen, daſs auf jeder Seite edle, gute und einsichtsvolle Menschen sind, die viele scheinbare Gründe für ihre Meinung anführen können. Mögten doch die Anhänger eines Freistaats oder einer Republik bedenken, wie viel Wohlthaten schon durch Könige über die Menschen gekommen sind. Was wäre Ruſsland ohne Peter den Groſsen; wie tief würde die Menschheit in diesem Staat stehen, wenn nicht dieser einzige auf seine Millionen so wohlthätig gewirkt hätte! Und wo ist der, der es nicht fühlt, welch ein Segen Friedrich II. für die Menschheit war, wie viele erhabene Beispiele von Fürstentugenden er den Monar-

chen Europens gab, welche grofse Lehren er verbreitete, ein Land zu regieren, und die Bewohner desselben glücklich zu machen? Was würde der preussische Staat seyn, wenn statt der Regierung Friedrichs II. eine Revolution ausgebrochen wäre!

Auch das Alterthum beweist, wie wohlthätig die Regierung der Könige für die Menschen war. In Aegypten und Assyrien herrschte unter ihnen die höchste Cultur, und selbst der jüdische Staat trat unter David und Salomo auf seine höchste Spitze. Aber wozu Beweise aus dem Alterthum, da uns ein grofser, entscheidender vor Augen liegt? Ist in Frankreich Ruhe, Ordnung, Menschenglück wiedergekehrt, ehe nicht ein Einziger wieder die Zügel der Regierung ergrif?

Mögten aber auch die Anhänger des Königthums bedenken, dafs nicht alles für sie spricht! Mögten sie mit Ruhe und Unbefangenheit erwägen, dafs der römische Staat seinen höchsten Glanz unter den Consuln hatte, dafs die Griechen durch republikanische Regie-

rungsform sich zu einem grofsen hochcultvirten Volk emporschwangen; dafs Holland nur grofs wurde, nachdem es sich von der Herrschaft der spanischen Könige losgerissen hatte, und dafs die Schweiz ein sehr glückliches Land war, als es seine freie Regierungsform hatte!

Mögten beide Parteien die Lehren, welche die Weltgeschichte predigt, ohne Vorurtheile prüfen, und sie werden sich wahrlich mit Nachgiebigkeit einander nähern. Und man kann ja verschieden in unentschiedenen Sachen denken, ohne sich zu hassen und zu verfolgen. Nur in einem einzigen grofsen, der Menschheit wichtigen Punkt, scheint es, müssen beide Parteien sich vereinigen, in dem: dafs eine Revolution nicht zum Glück der Menschen führt. Millionen in meinem Vaterlande können dies nicht so lebhaft fühlen, als ich. Ich habe mit forschendem Auge und mit uneingenommenem Sinn die Länder gesehen, wo Revolutionen waren, und urtheilen gelernet. Aber auch in der Ferne predigt die Vernunft jene Wahrheiten laut. Ach, es ist besser, in einem fehlerhaft ge-

bauten Hause zu wohnen, als ganz ohne Obdach, und allem Ungestüm der Witterung ausgesetzt zu seyn! Wenn die grofsen Maschinen der Cabinette, der Landescollegien, der Tribunäle, der militairischen Systeme, der Stadtobrigkeiten zusammenstürzen, wo ist der Baumeister, der dies alles sogleich wieder aufführen kann? Die Trümmer der grofsen Werke liegen da, und die zerschmetterten Menschen liegen darunter.

Noch in einem andern Punkt, glaube ich, können die Parteien sich vereinigen, nämlich in dem: dafs diejenige Monarchie die vollkommenste sey, in welcher der Monarch jedes Recht hat, Gutes zu thun, und wo das Böse nur durch die Gesetze verhängt werden kann. Der Monarch hat ein Herz, und die Gesetze haben keine Leidenschaften. Wer über Staatsregierung dachte, dem darf ich nicht mehr sagen.

Aber noch einen dritten Vereinigungspunkt bietet Vernunft und Erfahrung dar, nämlich den: dafs dann die Monarchie allen andern Re-

gierungsformen vorzuziehen sey, wenn ein edler und weiser König regiert. Wer vermag zu zweifeln, daſs dieser am leichtesten den Menschen den Weg zum Glück bahnen kann? Er kann das Gute, das, was ihm sein Herz und sein Geist gebietet, ohne Hinderniſs vollbringen, wenn in Republiken erst viele Sinne darüber vereinigt werden müssen, er kann hundert edle Thaten vollendet haben, unterdeſs getheilte Obrigkeiten noch darüber stimmen, und vielleicht das Beste verwerfen. Es ist nichts so schön, so edel, daſs sich nichts dagegen einwenden lieſse; und unter zehn Menschen sind oft fünfe, die nicht gut und edel denken. Was können sie Gutes stiften.

Ich scheide jetzt, am Neujahrsmorgen 1803, von meinen geliebten vaterländischen Lesern, und wiederhole nur noch einmal den Wunsch, daſs die groſsen politischen Parteien in Deutschland Haſs, Verfolgungssucht und Zwietracht verbannen, daſs sie dagegen über jene der Menschheit wichtigen Punkte sich vereinigen,

und die kleinen Verschiedenheiten der Urtheile ohne Unwillen dahin gestellt seyn lassen mögen.

Aber auch für mich habe ich einen innigen heifsen Wunsch: dafs ich in diesem Jahre gesund und glücklich in mein Vaterland zurückkehren möge.

Schreiben eines neapolitanischen Lottospielers an den Herausgeber, nebst Unterricht im Lotteriespiel.

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, die an dem Tage, wo die Zahlen der Lotterie gezogen werden, in der Vicaria, bei St. Giuseppe, oder bei irgend einem Laden stehen, an welchem die herausgekommenen Nummern erscheinen. Sie werden wissen, dafs nach ihrer Bekanntmachung einige wenige mit frohlockender Miene weg-

gehen, eine Menge anderer hingegen voll Verzweiflung in den Strafsen herumlaufen, weil sie mit dem Gewinn einer Terne oder Quaterne sich zu Bette zu legen hoften, jetzt aber nicht wissen, womit sie am Abend ihren Hunger stillen sollen. Ich gehöre nicht zu dieser Klasse, und Sie werden mich immer mit derselben Mine bei Gewinn oder Verlust hinweggehen sehen; denn ein echter Spieler mufs unter allen Umständen kalt bleiben, und sich von den kleinen Neckereien des Glücks nicht irre machen lassen, zumal, wenn er seine Hofnungen auf einem festen Grunde erbauet hat, und einem grofsen gewissen Ziele entgegen geht.

Ich bin auf diesem Wege, und ich hoffe, Sie werden sich davon selber überzeugen, sobald Sie meine Geschichte gehört haben.

Sie müssen wissen, dafs ich vor ungefähr fünf Jahren ein sehr wohlhabender Mann war. Nach dem Erweiterungstriebe aber, der allen Menschen, und vorzüglich den Italienern eigen seyn soll, wünschte ich, noch etwas mehr zu seyn, nämlich reich zu werden. Zu diesem

Endzweck warf ich mich auf das Lottospiel, das ich als das am wenigsten beschwerliche Mittel dazu ersah, und habe es diese letzten fünf Jahre hindurch mit groſsem Eifer und unermüdeter Anstrengung getrieben. Ich schmeichle mir, daſs ich kein gewöhnlicher Spieler bin; ich habe nicht allein gespielt, ich habe auch gerechnet, und bin endlich dem Glücksrade, oder vielmehr dem groſsem Exempel der Lotterie auf die Spur gekommen, so daſs in Kurzem das Facit da seyn muſs.

Es ist wahr, daſs ich während dieses Calculs mein Vermögen zugesetzt habe, und jetzt mit Weib und Kind einigen Mangel leide, (denn Sie werden selber fühlen, daſs eine so schwere Berechnung eine groſse Anstrengung des Geistes fodert, und wenig Zeit für andere Geschäfte übrig läſst,) aber ich bin auch gewiſs, meinen Verlust in Kurzem zehnfach ersetzt zu sehen, denn wenn ich mein Besetzen der Nummern nur noch ein Jahr fortsetzen kann, so muſs ich nach den untrüglichsten Anzeigen einige Ternen und Quaternen gewinnen, wo

nicht die Bank der Lotterie sprengen. Ich hoffe dies mit Ihrer Hülfe zu können, und ersuche Sie um die Gefälligkeit, mir einen Vorschufs zu leisten, um noch ein Jahr auszuhalten, wo ich dann selber in dem Stande seyn werde, Andern Vorschüsse zu machen. Mündlich werde ich Ihnen meine Berechnungen mittheilen, und Sie völlig überzeugen, dafs ich meinem Ziel nahe bin. Ich bin selbst bereit, gemeinschaftliche Sache mit Ihnen zu machen, wenn Sie geneigt sind, an meiner Speculation Theil zu nehmen, und wir wollen dann vereint das Glück geniefsen, zu welchem ich mir seit fünf Jahren mit grofsen Kosten den Weg gebahnt habe.

Ich bin u. s. w.

Credulus Ziffer.

Ich überlasse es meinen Lesern, ihre Betrachtungen über diesen Brief, den ich mit einigen kleinen Veränderungen hergesetzt habe, anzustellen, und füge blos hinzu, dafs mich die glänzenden Versprechungen dieses Mannes, der

seiner Sache so gewiſs zu seyn scheint, auf keine Weise reizen, daſs ich im Gegentheil weit eher geneigt seyn würde, ihm zu helfen, wenn er in seinem Briefe erklärt hätte, gänzlich vom Lottospielen abzugehen, und einen sicherern und solidern Erwerbszweig zu ergreifen.

Da aber in meinem Vaterlande viele an der Krankheit danieder liegen, die mein obiger Correspondent seit fünf Jahren mit sich herumträgt, so kann ich nicht umhin, einige Worte über das neapolitanische Lotto zu sagen, und einige Regeln anzugeben, deren man sich hier bedient, um durch dies schöne Spiel reich und glücklich zu werden. Ich hoffe, meine Landsleute werden aus diesen Angaben den Nutzen ziehen, der sich billigerweise daraus ziehen läſst.

Die Italiener haben die kleine Untugend an sich, daſs sie gern durch Nichtsthun etwas verdienen mögen; da nun auf keine Art etwas leichter zu verdienen ist, als durch die Lotterie, so ist es kein Wunder, daſs sie sich gleichsam *à tête perdue* in dies Spiel werfen. Sie ge-

hen aber dennoch mit einiger Sicherheit zu Werke, und studiren das Geschäft, das sie treiben, aus dem Grunde. Es sind nämlich Bücher vorhanden, worin die Wissenschaft des Lottospielens ausführlich abgehandelt ist; und man wird nicht leicht einen gemeinen Neapolitaner finden, der nicht in diesen Büchern bewandert wäre, wenn er auch sonst weder lesen noch schreiben kann. Wer lehrbegierig ist, der lernt auch vom Hörensagen.

Eins von diesen Büchern heifst: *La Smorfia fortunata*, und in demselben sind grofse Schätze vorhanden, von denen ich jetzt meinen Lesern einige aufthun will.

Träume waren von jeher der grofse Fingerzeig auf die Nummern, welche der blinde Knabe herausziehen wird. Wem von Zahlen in Neapel träumt, durch dessen Hand geht gewifs etwas Geld, und wenn er es auch nicht bekommt, so trägt er es doch hin, damit es Andere bekommen können. Da uns die Einbildungskraft aber nur selten Zahlen im Schlafe vorspiegelt, so hat man ein Mittel erfunden,

von Zahlen zu träumen, ohne von Zahlen zu träumen. Die *Smorfia fortunata* lehrt nämlich, daſs gewisse Dinge Zahlen bedeuten, und wer das Glück hat, diese Dinge im Schlaf zu sehen, der sieht zugleich sein Glück in der Lotterie vor Augen. Hier sind einige davon.

Wem träumt, daſs er hungrig sey, wie denn dies leicht bei einem Lottospieler sich ereignen könnte, der muſs die Zahl 16 oder 80 setzen, und er hat die gröſste Hofnung, seinen Hunger gestillt zu sehen. Wem träumt, daſs ihm sein Schnupftuch gestohlen wird, eine Sache, die jemandem in Neapel nicht allein im Schlaf, sondern sehr leicht auch beim Wachen geschehen kann, der darf auf die Zahlen 66 und 76 sein Glück bauen. Wer den etwas seltsamen Traum hat, daſs seine Tochter eine Büffelkuh sey, der darf die Zahl 35 als seinen Glücksstern betrachten. Da aber dies nicht leicht jemandem in Deutschland, wo es keine Büffelkühe giebt, träumen wird, so glaube ich, man kann hier ohne Nachtheil eine wirkliche Kuh unterschieben, und ich zweifle nicht, daſs nicht jemand

auch in Deutschland den Traum haben könnte, seine Tochter sey eine Kuh.

Wer das Vergnügen hat von einem Kutscher zu träumen, der kann durch eine ganze Menge Zahlen sein Glück machen, nämlich durch 16, 19, 20, 25, 30, 33, 34, 59, u. s. w. Wenn er diese Zahlen fleiſsig besetzt, so werden sie ihn in kurzer Zeit in den Stand setzen, sich einen Kutscher zu halten. Doch hat man auch Beispiele, daſs sie jemanden dahin gebracht haben, ein Kutscher zu werden.

Träumt jemandem, daſs er eine Braut habe, wie denn dergleichen Träume sehr gewöhnlich seyn sollen, so lächelt ihm die Zahl 56, und er kann sich durch eine hohe Besetzung derselben leicht ein Heirathsgut erwerben; träumt ihm von Dinte, so schreibe er die Zahlen 76, 77, 85 und 87 auf, und er darf die Hofnung zu einer Quaterne nähren. Erscheint ihm im Schlaf ein sorrentinisches Kalb, so ist ihm die Zahl 10 gewogen, sieht er den Seefisch Merlutz, so muſs er sein Glück mit 5 und 82 versuchen, trinkt er im Schlaf den Wein Asprinio, so ist

die

die gröſste Hofnung vorhanden, daſs der blinde Knabe die Zahl 23 ziehen wird. Da aber viele von den deutschen Lottospielern nie von diesen Dingen mögten gehört haben, so rathe ich meinen Landsleuten, statt des sorrentinischen Kalbes einen polnischen Ochsen, statt des Merlutz einen ehrlichen deutschen Karpen, und statt des Weins Asprinio, Merseburger oder Braunschweiger Bier zu setzen.

Ich habe Ursache zu glauben, daſs dies ohne Nachtheil der Deutung, und ohne den Träumen Gewalt anzuthun geschehen kann. Selbst mein Autor berechtigt mich dazu, denn ich finde darin, daſs die geträumten Sachen nach den Städten auch andere Zahlen bedeuten. Wenn jemand z. B. in Rom von Pantoffeln träumt, so bringt die nächste Ziehung die Zahl 6 ans Licht, in Neapel aber haben Bratwürste diese Zahl. Ich darf mir schmeicheln, daſs man noch immer mehr Ähnlichkeit zwischen einem Merlutz und einem Karpen, einem Sorrenter Kalbe, und einem polnischen Ochsen, als zwischen Pantoffeln und Bratwürsten finden wird, zumal da ich

meine Leser versichern kann, daſs die Kälber von Sorrento halbe Ochsen sind.

Träumt man in Neapel von Kaldaunen, so muſs die Zahl 54 im Lotto erscheinen, in Rom aber erscheint sie, wenn man von Schüsseln geträumt hat. Man sieht jedoch, daſs die Sachen einigen Bezug unter einander haben, und daſs Rom die leeren Schüsseln zu den Kaldaunen hergibt, die Neapel hervorbringt.

Ich könnte noch ein langes Register von Dingen hersetzen, wodurch man im Schlaf die Ziffern findet, aber ich hoffe, meine Leser werden aus dem Obigen schon sehen, auf welchem festen Grunde die Sache erbauet ist, und wie systematisch man sie hier behandelt. Sollten etwa, trotz den Träumen und ihrer Deutung, die bestimmten Zahlen nicht herauskommen, so lasse man sich dadurch nicht irre machen; man bedenke, daſs mehrere ehrliche Leute Träume haben, und daſs leicht einem Andern von Kapaunen und Fasanen geträumt haben kann, wenn man selber von Kaldaunen und Bratwürsten geträumt hat. Was soll das Schicksal hier thun?

Die Kaldaunen oder die Fasane gelten lassen? Geschieht jenes, so ist der großse Haufe unzufrieden, geschieht dieses, so hat sich der Vornehme zu beklagen. Dies ist der Grund, warum es das Schicksal nicht allen Recht machen kann; es müßsten mit jeder Ziehung alle 90 Nummern herauskommen, wenn nur die Träume einiger wenigen Lottospieler befriedigt werden sollten, ja 900 und 9000 Zahlen, wenn sie da wären. Die Träume verderben sich unter einander die Ziehung. Darum bescheide man sich und denke, daßs es mehrere Lottospieler gibt, die sich nicht allein am Tage, sondern auch in der Nacht mit diesem lobenswürdigen Handwerk beschäftigen.

Ich will hier jetzt aus der *Smorfia fortunata* noch die Auslegung einiger Träume hersetzen, die keinen Bezug auf Lotto und Zahlen haben, die aber dessen ungeachtet nützlich werden kann. Träumt jemandem von Ochsen, welche schlafen, so bedeutet dies schlechtes Wetter. Man weiß also jetzt, woher es kommt, wenn oft anhaltendes schlechtes Wetter ist: die Leute träumen

dann viel von schlafenden Ochsen. Oekonomen, denen zu Zeiten viel an der Veränderung des Wetters liegt, rieth ich, sich bei solchen schlafenden Wettergläsern Raths zu erholen.

Sieht man weiſse Ochsen im Traum, welche tanzen, so bedeutet dies Ehre. Ich würde gern auf die Ehre Verzicht thun, wenn ich nur die Ochsen tanzen sehen könnte; sie müssen dies mit vieler Grazie thun, besonders in Neapel, wo sie Hufeisen tragen. Sieht man magere Ochsen im Traum, so ist Theurung zu befürchten. Die Sache hat sich also seit jenes Pharao Zeiten nur in dem kleinen Umstande verändert, daſs aus Kühen Ochsen geworden sind. Träumt man, daſs man Kohlen iſst, so zeigt dies Schaden an. Ich glaube, daſs man diesen Traum nur bei groſsem Hunger haben kann. Sieht man im Traum eine goldene Krone um sein Haupt, so folgt Zank und Neid darauf. Diesen Traum scheint Buonaparte gehabt zu haben, und die Auslegung dürfte auch wohl eintreffen. Träumt man, daſs man Menschenfleisch iſst, so bedeutet dies Arbeit. Ich halte

dafür, daſs man diesen Traum nur in Paris oder in Neapel haben kann, und daſs selbst hier nur einige wenige ihn haben. Uebrigens muſs dieser Traum auch in der Auslegung etwas Fürchterliches für einen Italiener an sich tragen. Genug von diesen wichtigen Dingen, die in der Nacht vorgehen, und die einen so groſsen Einfluſs auf die Weltbegebenheiten haben.

Ich habe im Obigen einige Anweisung gegeben, wie man im Schlaf die Nummern des Lotto finden kann; jetzt bleibt mir noch der zweite Theil meines Unterrichts übrig, nämlich, wie man wachend diese wichtigen Zahlen ausfindig macht. Hierzu habe ich einen andern und in Italien sehr beliebten Gewährsmann. In diesem Lande nämlich gibt der verstorbene venetianische Astronom, Physiker und Cabbalist, Casamia, wie er sich nennt, jährlich einen Calender heraus, der wichtige Aufschlüsse über diese Sache ertheilt. Man wundre sich nicht, daſs ein verstorbener Mann diesen Calender herausgibt; es ist wirklich so. Casamia ist längst todt, aber sein Talent, einen astrologischen und cab-

balistischen Calender herauszugeben, ist, gleich dem Mantel des Elias, auf irgend einen andern unbekannten Sterndeuter gekommen, und er erscheint noch immer unter seinem Namen.

Bei einer andern Gelegenheit werde ich von diesem für Italien sehr merkwürdigen Calender reden, und hier nur das daraus hersezzen, was zu einem tüchtigen Lottospieler gehört, der nicht allein bei der Nacht, sondern auch am Tage sein Geschäft treiben will.

Ein solcher mufs immer die Zahlen vor Augen haben, die in der verflossenen Zeit herausgekommen sind, besonders in der letzten Ziehung; mit diesen und einigen andern cabbalistischen Nummern kann er dann durch eine gewisse mysteriöse Operation die Zahlen finden, die in der künftigen Ziehung herauskommen werden. Hier ist ein Beispiel davon.

In Venedig sind den 6ten Septbr. 1800 folgende Zahlen herausgekommen: 69, 3, 87, 55, 66. Will man nun wissen, welche in der nächsten Ziehung den 3ten Octbr. herauskommen werden, so erfährt man dies, wenn man fünf

Zahlenpyramiden bildet, die im Gegensatz mit andern Pyramiden auf der Spitze stehen. Diese Pyramiden entstehen auf folgende Art. Zuerst schreibt man die erste Nummer der letzten Ziehung, also 69 hin. Neben diese setzt man das Datum der folgenden Ziehung, also 3. Hinter dieser kommt die Zahl von den jedesmaligen Graden der Sonne, die nach meinem Gewährsmann den 3ten Octbr. 1° betrugen. Zuletzt kommt die sympathetische Nummer des Mondes, der im October im Scorpion stand, und die Zahl 31 hatte. Zu diesen beiden letzten Zahlen mufs man den Calender des Casamia haben.

Ist dies geschehen, so addirt man die nebeneinander stehenden Zahlen zusammen, und setzt die Summe darunter, doch so, dafs man immer die Zahl ganz wegwirft, die man sonst im Sinn zu behalten pflegt. Ist die zweite Reihe auf diese Art entstanden, so geht man zur dritten fort, bis am Ende unten nur eine Zahl bleibt, die innerhalb den Gränzen von 1 bis 90 liegt. Dies ist dann die erwünschte Zahl, die

in der nächsten Ziehung herauskommt. Hier sind zwei von diesen mysteriösen Pyramiden:

69. 3. 10. 31.	3. 3. 10. 31.
5. 2. 4. 1. 3. 4.	6. 4. 1. 3. 4.
7. 6. 5. 47.	5. 4. 7.
3. 1. 9. 1.	9. 1.
4. 0. 0.	———
———	10.
40.	

Diese Pyramiden sind also auf folgende Art entstanden: 6 und 9 macht 15; die 5 darunter geschrieben; 9 und 3 macht 12; die 2 darunter geschrieben; 3 und 1 macht 4 u. s. w. Ich hoffe, man wird nun im Stande seyn, diese geheimnifsvollen Pyramiden zu bilden, und die erwünschten Zahlen zu finden, welche diesmal 40 und 10 sind. Ich weifs nicht, ob sie der blinde Knabe den 3ten Octbr. 1800. in Venedig gezogen hat, aber ich glaube, dafs aus einer Mischung von Sonnengraden, von sympathetischen Mondszahlen, vom Datum des Tages und Lottoziffern nothwendig etwas Gutes herauskommen mufs. Wer nur etwas mystischen und

cabbalistischen Sinn hat, der wird hier grofse Geheimnisse wittern. Nur wundert mich, dafs der Nachfolger des Casamia, der die Lotterienummern so scharfsinnig zu errathen weifs, sich nicht selber reich dadurch spielt, und noch immer mit dem mühsamen Calenderschreiben sich ernährt.

Ich hoffe nun meinen deutschen Lesern einen Fingerzeig gegeben zu haben, wie sie recht gründlich das wohlthätige Lottospiel treiben können, und ich zweifle nicht, dafs, wenn sie ihn befolgen, eine Menge Geldes durch ihre Hände gehen wird.

Das beste Geheimnifs aber habe ich mir zuletzt aufgespart, und die deutschen Liebhaber des Lotto werden es mir gewifs sehr Dank wissen, wenn ich es ihnen offenbare; denn es besteht in nichts geringerem, als in der Wissenschaft, in der Zahlenlotterie zu gewinnen, und recht viel zu gewinnen, ohne darin zu spielen. Dies scheint unglaublich, und es gibt dennoch ein ganz einfaches Mittel dazu.

Wer sich dessen bedienen will, der schaffe sich zuerst eine recht freche Stirn an, und sodann einen etwas zutraulichen Ton der Sprache. Hat er beides zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht, so trete er geheimnifsvoll zu irgend einem Lottospieler, und sage ihm fünf Nummern ins Ohr, mit der dringenden Bitte, sie zu setzen. Er mufs sich dabei das Ansehen geben, als wüfste er gewifs, dafs sie in der nächsten Ziehung herauskommen werden. Fragt man ihn, warum er sie nicht selber besetzt, so antwortet er, dafs er nicht gerade bei Gelde sey, welches bei einem eifrigen Lottospieler nicht unwahrscheinlich seyn kann, dafs er aber gern einem Andern das Glück gönnen wolle. Ist dieser Andere nun nur des geringsten mystischen Eindrucks fähig, so wird er die geheimnifsvollen Zahlen setzen, und in diesem Fall mufs er sich einen Theil des Gewinstes bedingen, welches nicht mehr wie billig ist.

Dieselbe Scene wiederholt er mit einem andern Bekannten, nur mit dem Unterschiede,

daſs er diesem wieder fünf andere Nummern nennt, und so fort mit dem dritten, vierten und fünften Lottospieler. Könnte er alle 90 Nummern auf diese Art besetzen lassen, wozu nur 18 Personen gehören, so wäre sein Gewinn offenbar; indessen müſste es wunderbar zugehen, wenn er auch nur bei Besetzung des dritten oder vierten Theils nicht bei jeder Ziehung ein erklekliches durch die Dankbarkeit der Gewinner davon tragen sollte.

Kommen die Zahlen nicht heraus, und macht man ihm Vorwürfe darüber, so gibt es ja tausend Entschuldigungen. *Astra inclinant, non cogunt,* *) ist ein Sprüchelchen, das er beständig im Munde führen muſs, und es wird ihn bei keiner Vorhersagung zu Schanden werden lassen. Kurz, er hat die Zahlen in den Gestirnen gelesen, oder durch eine auf dem Kopf stehende Pyramide berechnet, oder durch einen Talisman, einen divinatorischen Traum, eine

*) Die Gestirne neigen sich nur zu etwas, sie erzwingen es nicht.

Erscheinung oder eine andere Offenbarung erhalten, und blos ein antipathetischer Umstand hat ihre Ziehung verhindert. So ist er in jedem Fall geborgen.

Ich hätte dies Geheimniſs, durch die Lotterie reich zu werden, ohne darin zu spielen, nicht ans Licht bringen sollen, ohne es mir, wie es der Gebrauch ist, durch Pränumeration bezahlen zu lassen; aber da ich gerne meinen Landsleuten dienen will, so habe ich allen Eigennutz bei Seite gesetzt, und ihnen diesen Stein der Weisen aus der neapolitanischen Praxis, bei welchem blos einige Vorsicht nöthig ist, umsonst gegeben, und glaube, mich dadurch nicht wenig um sie verdient gemacht zu haben.

Ueberhaupt schmeichle ich mir durch diesen ganzen Aufsatz deutlich dargethan zu haben, wie man das Lottospiel systematisch treiben, und mit wie vieler Wahrscheinlichkeit man auf diese Art ein reicher Mann werden kann.

Theatralische Nachrichten.

1) Armida und Rinaldo, und die Amerikaner, auf dem Theater St. Carlo.

Die groſse Oper, die vom 2ten Septbr. bis zum 17ten Octbr. 1802. auf dem St. Carlstheater gegeben worden ist, heiſst Armida und Rinaldo. Als ich die Ankündigung davon sah, glaubte ich, daſs jener berühmte Räuber Rinaldo gemeint sey, von dem wir einen sehr gelesenen Roman in Deutschland haben, und der auch hier in Neapel noch häufig besungen wird. Ich irrte mich; der Dichter hat diesmal seinen Stoff aus dem befreiten Jerusalem des Tasso genommen, und jener Rinaldo, der darin vorkommt, ist sein Held, wenn man anders das einen Helden nennen kann, was die Dichter vom St. Carlstheater dafür ausgeben.

Aus dem Gegenstande hätte etwas Vorzügliches werden können, denn er ist einfach und schön, und Tasso konnte schon durch seine reizenden Beschreibungen zu etwas begeistern. Aber leider ist die Bearbeitung wieder einem Menschen in die Hände gefallen, der keinen Geist hatte, der also auch seinem Werk keinen einhauchen konnte.

Der Stof ist aus dem sechszehnten Gesange des Heldengedichts genommen. Hier findet man den jungen Held Rinaldo, der sich einer Mifshelligkeit wegen von dem Heer Gottfrieds von Bouillon entfernt hatte, in den Gärten der Zauberin Armida, die ihn mit allen Künsten der Liebe und der Zauberei in ihrem Bezirk zurückzuhalten sucht. Aber seine Streitgenossen machen ihm Vorwürfe über sein weiches wollüstiges Leben, und fordern ihn auf, in den Kampf zurückzukehren.

Ubaldo in comincio parlando allora:
Va l'Asia tutta, e va l'Europa in guerra;
Chiunque pregio brama, e Cristo adora,
Travaglia in arme, or nella Siria Terra.

Tu solo, o figlio di Bertholdo, fuora
Del mondo in ozio un breve angolo serra,
Te sol dell' universo il moto nulla
Move, egregio Campion d'una fanciulla.

Ubald begann so: Ganz Asien, ganz Europa zieht in den Krieg; jeder durstet nach Ruhm, und betet Christum an; bis nach Syrien hin seufzt die Erde unter Waffen. Du allein, Sohn Bertholds, lebst müſsig auſserhalb der Welt in einem engen Winkel, dich allein rührt die Bewegung des Erdballs nicht, dich, den glorreichen Ritter eines Kindes."

So schreibt Tasso. Rinaldo läſst sich überwinden, besiegt die Liebe, und kehrt mit seinen Gefährten zum Heere zurück.

Diese so einfache Fabel konnte unstreitig sehr angenehm behandelt werden. Die beiden heftigsten Leidenschaften; Liebe und Ehrgeiz, sind in Kampf mit einander; hierzu gesellt sich das Auſserordentliche der Zauberei. Zu welchen anziehenden Scenen, und zu welcher lebhaften Handlung konnte dies Gelegenheit geben? — Nichts von dem allen! Tasso's schö-

ne Episode konnte den Verfasser der Oper nicht begeistern.

Gleich der Anfang verräth, dafs er seinem Gegenstande nicht gewachsen war. Hier ist er:

Scena prima.

Lido di Mare, con Campagna adjacente. Vascello agitato dalla tempestà, e sul medesimo Ubaldo, Carlo e Coro di Soldati; indi Gualberto.

Gualb. *Oh Cielo! A voti miei*
Cessò il furor del vento;
Torni sereno il mar a).

Tutti. *Si fortunato evento*
Chi mai potea sperar?

Ubald. e Carlo. *Dalla crudel tempestà*
Salvi per te noi siamo;
Ma svela, a chi dobbiamo
Tanta felicità?

Gualb. *Sol grazie al Ciel rendiamo*
Ch' ebbe di noi pietà.

Tutti. *La nostra al ciel dobbiamo*
Comun felicità

Ubald.

---

a) *Calmasi il turbine.*

Ubald. *Ma come tanto in cielo*
Possono i voti tuoi?

Gualb. *Del Nume io sono*
Interprete fidel; il camin vostro
Ei resse, e non a caso. In questo Lido
Rinaldo or giungerà.

Ubald. *Come? Rinaldo?*

Carlo. *Parla! . . . L' addita a noi!*

Gualb. *La premurosa inchiesta*
Merta, che tutto io sveli. Egli a momenti
Preda d'Armida diverrà. L' indegna
Saprà sedurlo, ed affascinarli il cuore.
Ma, mentre in folle amore
Sepolto sia, voi gia destina il cielo,
Per sottrarlo all' affetto insidioso.
Invano ella opporrassi. Ubaldo in tanto
Con tuoi più forti per quell' ampia valle
Vola all' impresa. Carlo per brev' ora
Vegli da saggio a custodir la prora.

Dies ist die erste Scene, denn Gualbert geht jetzt ab; — warum? Danach müssen mich meine Leser nicht fragen. Ich weiſs es nicht, und vielleicht weiſs es der Verfasser auch nicht. Kurz, er braucht ihn nicht mehr. Aber ich muſs wohl die saure Mühe des Uebersetzens

übernehmen, damit auch meine unitalienischen Leser die Schönheiten dieser Scene fuhlen können.

Erste Scene.

Ufer des Meers mit daranliegendem Felde. Ein von Sturm bewegtes Schif, und auf demselben Ubald, Carl, Chor von Soldaten, und sodann Gualbert.

Gualbert. O Himmel! Auf meine Wünsche endige die Wut des Windes, das Meer werde heiter! *a*)

(Dafs der Himmel heiter werden kann, weifs jeder, aber wie das Meer heiter werden soll, das weifs man nicht, wenn man auch dicht daran wohnt. Ueberdies geht es mit der Sache nicht so geschwind.)

Alle. Wer hätte je ein so glückliches Ereignifs hoffen können.

Ubaldo. Von dem grausamen Ungewitter

---

a) Der Sturm legt sich.

sind wir durch dich befreiet; aber entdecke uns, wem verdanken wir so viel Glück?

Gualb. Sagen wir blos dem Himmel Dank, dafs er Mitleiden mit uns hatte.

Alle. Unser ganzes Glück verdanken wir dem Himmel.

(Welch ein Geschwätz! Und welch eine Rolle mufs der Himmel darin spielen! Nach der Volksmeinung gibt es einen Wolkenhimmel, einen Sternenhimmel, und einen Freudenhimmel; ich mogte wohl wissen, welchen von diesen dreien der Verfasser meint? Ich glaube, den Wolkenhimmel. Mindestens hat er in sehr wässerigten und schweren Wolken gelebt, als er seine Oper schrieb, und sein Gehirn ist gänzlich umwölkt gewesen. — Was soll man anders sagen? Kritik ist bei einem solchen Anfang einer Oper nicht gut möglich; es läfst sich fast nichts anders thun, als spotten.)

Ubaldo. Aber wie können deine Wünsche so viel über den Himmel?

(Ist nicht etwas Aehnliches schon einmal gefragt?)

Gualb. Ich bin ein treuer Dolmetscher der Gottheit. Sie leitete eure Reise, und nicht aus Zufall. An diesem Ufer wird Rinaldo sich mit uns vereinigen.

Ubaldo. Wie? Rinaldo!

Carl. Rede! . . . Beweise es uns.

Gualb. Euer hastiges Forschen verdient, dafs ich euch alles entdecke u. s. w.

(Wenn Menschen im wirklichen Leben so mit einander reden, so sind es gewöhnlich unbedeutende Schwätzer; aber wenn ein Dichter seine Personen so reden läfst, so mufs seine Geistesarmuth einen hohen Grad erreichen, und er sollte billig alle Arbeiten für das Publikum sorgfältig vermeiden. Sie können ihm nie Ehre oder Vortheil bringen, sondern nur das Gegentheil. Gualbert spricht weiter:)

Er wird auf Augenblicke die Beute der Armida werden. Die Unwürdige wird ihn zu verführen und sein Herz zu bestricken wissen; aber unterdefs er in thörichter Liebe begraben ist, bestimmt euch der Himmel schon, ihn der hinterlistigen Leidenschaft zu entziehen. Ver-

gebens wird sie sich widersetzen. Du Ubaldo eile mit deinen Tapfersten durch dies weite Thal zur Unternehmung hin. Du Carl wache eine kurze Zeit.

Das Beste ist, daſs man hier gleich den ganzen Gang, und das Ende der Oper erfährt. Aber auch ohne dies würde bei einer solchen Behandlung ein Interesse entstehen können. Die zweite Scene fängt so an:

Ubaldo. Udisti? Hast du's gehört?

Carlo. Udii. Ich hab's gehört.

Ubaldo. Ciò volle il Ciel pietoso.

Hier ist nichts aus dem Zusammenhange gerissen; dieser kann also nicht Schuld seyn, daſs die Sachen sich so elend ausnehmen. Uebrigens hat der Dichter sein Sujet als bekannt vorausgesetzt, und sich alle seine Zuhörer als Leser des Tasso vorgestellt. Dadurch wird manches in seiner Behandlung sehr leicht. Er hatte Unrecht. Eine Oper muſs ein Ganzes für sich seyn, und kein anderes ästhetisches Werk zur Grundlage haben, ohne das es nicht bestehen kann. Und der Verfasser ist zum Unglück

nichts, auch wenn er auf den Schultern des Tasso sitzt.

Aber um ihm nicht Unrecht zu thun, muſs ich auch eine von den Hauptscenen herausheben, nämlich die, wo der eigentliche Kampf zwischen Liebe und Heldenruhm in Rinaldo vorgeht.

Scena XII.

Rinaldo solo, indi Ubaldo con Guerrieri.

Rinald. *Misero me! Ove son io? Più non mi alletta*
Desio di gloria, e di vincer l'affetto!
Più non mi sento in petto
L'usato mio valor! Sol mi consola
Di due bei lumi il folgorar soave,
Che l'alma accende! Ma chi mai si appressa?
Qual armi io veggio? Quel Guerrier chi sia?

Ubald. *Va l'Asia tutta, e va l' Europa in guerra,*
Sol quì Rinaldo in ozio vil si giace,
Per vano fregio cinge
Quel brando suo, che al fero Trace in campo

Fè vacillar del Regal serto il dono;
Ecco gli Eroi latini, ecco, ove sono?

Rinald. *Ubaldo, ah per pietà! . . .*
Ubald. *Sorgi, ti desta*
Dal letargo funesto.
Rammenti chi sei, qual fosti un giorno,
E dove giaci in mille vezzi involto.
Rinald. *Qual fulmine improviso*
La mia ragion combatte . . . a)
Ubald. *Fuggi l'infame albergo, e meco riedi*
Di Goffredo agli amplessi, e degli amici.
Rinald. *Sì, ti seguo . . .* b)
Ubald. *Oh contento,*
Oh noi felici!
Rinald. *Sento nel sen risorgere*
Il mio guerriero ardore,
Che al campo dell' onore
Invitami a pugnar.
Ubald. *Là fra le stragi, e il sangue*
Dell' Ottomano altero
Erga la fè l' Impero
Deh, vieni a trionfar.
Rinald. *Ma qual dolor . . .*
Ubald. *Che pensi?*

---

a) *Confuso.* b) *Risoluto.*

Rinald. *Amor miei passi arresta;*
Qui mi trattiene amor.
Ubald. *Ahi, qual viltade è questa!*
Rammenta il tuo valor.

Zwölfte Scene.

Rinaldo allein; hernach Ubaldo mit Kriegern.

Rinaldo. Ich Unglücklicher! Wo bin ich? Mich lockt nicht mehr das Verlangen nach Ruhm, und die Sehnsucht zu siegen. Ich fühle nicht mehr den gewohnten Muth im Busen. Nur der Blitz von zwei schönen Augen, der die Seele entflammt, erfreut mich. Aber wer naht sich? Welche Waffen sehe ich? Welch ein Krieger erscheint.

Ubald. Ganz Asia und Europa zieht in den Krieg, Rinaldo allein liegt hier in schimpflicher Mufse. Zum eitlen Schmuck gürtet er sein Schwert um, das im Felde den königlichen Hauptschmuck des wilden Thraciers wankend machte; wo sind die lateinischen Helden, wo sind sie?

Rinaldo. Ubald, ach, aus Mitleid! . . .

Ubald. Steh auf, ermuntre dich von dem traurigen Schlummer! Erinnere dich, wer du bist, wer du einst warst, und wo du jetzt liegst, von tausend Reizungen umgeben.

Rinaldo. Welch ein unerwarteter Blitzstrahl bekämpft meine Vernunft. . . .

Ubald. Fliehe den schändlichen Aufenthalt, und kehre mit mir zu den Umarmungen Gottfrieds und deiner Freunde zurück.

Rinaldo. Ja, ich folge dir.

Ubald. O Zufriedenheit, o wir Glücklichen!

(Hier ist das Werk zu Stande, und der Held überwunden. Man sieht, Demosthenes Beredtsamkeit hat nicht dazu gehört; er hat sich bald breitschlagen lassen. Der Anfang der Scene ist nicht schlecht; es ist wenigstens darin gesagt, was man ungefähr erwartet. Aber da, wo Rinaldo seine Paar Worte der Unentschlossenheit und der Verlegenheit ausruft, ist die Behandlung elend. Und welch eine falsche Metapher ist es: ein Blitzstrahl bekämpft mei-

ne Vernunft! Ein Blitzstrahl oder Donnerschlag kann wohl erschüttern, aber nicht bekämpfen. Allein das Unterscheiden wahrer und falscher Metaphern darf man durchaus nicht von einem solchen Verfasser erwarten. Uebrigens war es kein Blitzstrahl, der den Rinaldo erschütterte, sondern ein alltägliches gewöhnliches Ueberreden, wozu Gottfried keinen Cicero abzusenden brauchte. Bei dem Rinaldo dieser Oper thut es weniger.)

Rinaldo. Ich fühle meinen kriegerischen Muth in meinem Busen wieder erwachen, der mich zum Streit im Felde der Ehre ruft.

Ubald. Dort, zwischen der Niederlage und dem Blut des stolzen Ottomannen erhebe der Glaube sein Reich; auf, komm zum Sieg!

Rinaldo. Aber welch ein Schmerz . . .

Ubald. Was denkst du?

Rinaldo. Liebe . . . O Gott!

Ubald. Entschliefse dich!

Rinaldo. Liebe verweilt meinen Schritt, Liebe hält mich hier zurück.

Ubald. Ach, welch Niedrigkeit ist dies! Erwecke deinen Muth!

Armida kommt jetzt dazwischen, und vernichtet durch ihre Reize Ubald's Zureden wieder. Dies geschieht noch einigemal, Ubald mufs noch einigemal einen solchen Sturm wagen, und dann ist die Sache geschehen, und sie kehren zu Gottfrieds Heer zurück.

Ich denke, die Kritiker unter meinen Lesern kennen nun den Verfasser dieser Oper aus dem Grunde. Sein Geschwätz: welch ein Schmerz, und was denkst du, und entschliefse dich, zeigt deutlich, dafs er schwerlich den Weg zum Tempel des Ruhms oder der Unsterblichkeit finden wird, ob er ihn gleich am Vorhange des St. Carlstheaters abgebildet sieht.

Was das Motiviren des Abgehens und Kommens der theatralischen Personen betrift, so haben die Schauspieldichter in Italien wenig Begriffe davon, und unser Verfasser gar keine. Im zweiten Act verwandelt sich seine Oper in eine Singschule, wo jeder kommt, sein Lied

hertrillert, und wieder geht. Es ist fast unerträglich, solche steife Personen ohne Handlung abwechselnd kommen und gehen zu sehen. Wir Deutschen bemühen uns, unsere theatralischen Personen immer auf eine natürliche Art erscheinen und wieder abgehen zu lassen, und die Recensenten sind unerbittlich über diesen Punkt. Die Italiener helfen sich sehr leicht aus der Schwierigkeit, und zwar durch einige wenige Wörter. Diese Wörter heifsen: *via*, *parte*, *viano cet.* (ab, geht ab, gehen ab u. s. w.) Diese setzen sie hin, wenn der Held nicht mehr gebraucht wird, er dreht sich um, und geht langsam mit einem grofsen Schweif von Soldaten hinter sich her ab. Das Gezwungene und Fehlerhafte davon fühlt niemand.

Was die Darstellung dieser Oper betrift, so ist sie mittelmäfsig. Die erste Sängerin Angiolini hat eine gute Stimme, aber keinen angenehmen Anstand. Sie setzt Adel und Majestät in einen abgemessenen theatralischen Heldenschritt. Der zweiten Sängerin applaudirt man gewöhnlich aus Bosheit, weil sie schlecht in

Anstand und Gesang ist. Mombelli macht den Rinaldo, und singt zu Zeiten sehr gut. Den Ubald macht der Castrat Roncaglia, der eine gewöhnliche Stimme, und einen schlechten, sehr steifen Anstand hat. Er verdreht bei dem taktmäfsigen Theaterschritt zu Zeiten so die Schultern, dafs er ganz schief aussieht.

Pferde spielen diesmal nicht mit, dagegen aber eine Menge von den königlichen Grenadieren. Diese Leute marschiren und ordnen sich ganz gut auf dem Theater, kommen und gehen mit den Helden, denen sie zur Begleitung dienen, ganz ehrbar; und da diese Helden gewöhnlich auch etwas steif sind, so kontrastiren sie nicht mit ihnen.

Die Decorationen sind das Vorzüglichste bei dieser Oper, und ich glaube, man kann folgendes Urtheil von dem Ganzen fällen: der Text ist schlecht, die Darstellung mittelmäfsig, die Musik (von Andreozzi) gut, und die Decorationen recht gut. Gleich die erste Scene, wo das Meer mit einer Flotte in alter Manier abgebildet ist, hat etwas angenehmes für das

Auge; aber die Gärten der Armida sind bei weitem das schönste. Die Malerei ist darin mit wirklichem Schmuck, mit Bogen von Laubwerk, mit Guirlanden u. s. w. verbunden. Im Hintergrunde erblickt man auf einer Höhe ein gemahltes Gebäude von der schönsten Architectur, und vor demselben unten ein wirkliches Bassin, worin sich ein luftiges Volk von Sirenen, Najaden u. s. w. in einem Kreise herumdreht. Schwäne und Delphine tragen Liebesgötter auf den Flügeln, und von obenher fliegen eine ganze Menge Amoretten ab und zu. Dies letzte war am wenigsten vollkommen; man sah die Seile, woran die Amoretten befestigt waren, und sie hatten übrigens Ähnlichkeit mit einem Zuge von wilden Gänsen oder Enten. Doch sei dem Decorateur, der Raimondo Gioja heifst, kein Vorwurf dadurch gemacht, denn er hat sich von vielen Seiten sehr gut gezeigt, vorzüglich auch bei den Decorationen des heroischen Ballets.

Das Ballet ist überhaupt gut erfunden, und wird gut ausgeführt. Es heifst: die Apotheose

des Hercules, und stellt einen Theil seiner Begebenheiten mit der Jole und Dejanira vor, seinen tragischen Tod durch das Kleid des Nessus, und seine darauf folgende Vergötterung. Der Erfinder ist zugleich der erste Tänzer, Herr Angiolini. Er macht den Hercules, und da er einen äufserst starken und schönen Körperbau hat, so ist die Rolle sehr passend für ihn. Man wünscht, dafs er etwas mehr Grazie in seinen Bewegungen, und bei seinem Tanz hätte. Es ist wahr, dafs man sich den wirklichen Hercules nicht graziös vorstellt, aber sobald er pantomimisch erscheint, mufs er es seyn. Er erhält den meisten Beifall da, wo er das Kleid des Nessus angezogen hat, und von heftigen Schmerzen gepeinigt wird, in Ohnmacht sinkt, sich wieder erhebt, und umherwütet, bis endlich eine Feuerkugel vom Himmel den Scheiterhaufen anzündet, und er sich in die Flamme wirft. Eine solche Darstellung aber ist nicht schwer, und noch weniger gehört Grazie dazu.

Die Dejanira wird von der ersten Tänzerin der Campilli gespielt. Sie leistet unstreitig von

allen am meisten durch lebendige Darstellung, durch Pantomime, durch Minenspiel, durch Grazie. Besonders schön weiſs sie Freude und Entzücken auszudrücken; ihr ganzer Körper jauchzt dann gleichsam laut, und jubelt wie in einem seligen Zustande.

Manche Sachen lassen sich am besten durch Vergleichung beschreiben. Klopstok sagt, daſs die Engel vor Freude strahlen, und vom Gabriel heiſst es:

— — — — Licht, und blendendes Glänzen
Ging von ihm aus. Die Erde zerfloſs in himmlische Schimmer
Unter ihm hin.
— — — — Ihn sah man,
Wie er den Gipfel des ganzen Gebirgs mit Klarheit erfüllte.

So erscheint die Tänzerin, wenigstens an diese Stelle wird man erinnert. Es heiſst, sie wird nach Wien gehen, und sie lernt wirklich jetzt die deutsche Sprache. Ich würde es mir zum Vorwurf machen, wenn das Lob, das ihr im ersten Heft des Helios zu Theil wird, Schuld

daran

daran wäre; Neapel kann jetzt nichts Gutes missen, und sie ist das Beste, was man auf dem St. Carlstheater antrift. Ich wünschte, man verschriebe etwas andres von hier nach Wien, nämlich schlechte Operndichter; davon könnte man ihnen einen ganzen Transport zuschicken. Aber ich zweifle, daſs dies geschehen wird, da man dort selbst einen hinlänglichen Vorrath davon hat.

Zurück zum Ballet. Eine Scene darin ist allegorisch und mit Genie bearbeitet, die, wo Dejanira das Kleid des Nessus aus einer Urne nehmen will. Indem sie den Deckel der Urne aufhebt, fährt eine Flamme, durch das Gift der Hydra hervorgebracht, daraus hervor. Sie bebt zurück, und nun erscheint die Furcht hinter ihr in phantastischem Gewande, treibt sie zitternd umher, und zwingt sie, alle ihre Bewegungen nachzumachen. Sie will endlich ganz entfliehen, aber in dem Augenblick kommt die Eifersucht, nicht so fürchterlich, hingegen noch phantastischer im Anblick, hält sie zurück, und treibt sie wieder zur Urne. Sogleich nähert

sich die Furcht von neuem, und scheucht sie von ihr hinweg. Diese beiden Gespenster treiben sie eine Zeitlang, ungesehen von ihr, auf der Bühne herum; bis endlich die Hofnung in lieblicher Gestalt erscheint, und beide eilend entfliehen müssen. Nun naht sich Dejanira freudig der Urne, und nimmt das Kleid; denn sie steht in dem Wahn, daſs sie sich dadurch die Liebe des Hercules wieder erwerben wird. Man kann denken, welche Scene es gibt, als sie nachher sieht, daſs ihr geliebter Hercules von dem Gift desselben verzehrt wird.

Der Augenblick, wo Hercules aus der Flamme in himmlischer Gestalt wieder hervorgeht, und die Götter des Olympus auf einer Wolke sich zu ihm hernieder senken, ist in Absicht der Decoration vortreflich. Alles erscheint, wie in einem verklärten Lichte, und bildet ein schönes Ende des Ballets.

Das zweite Ballet ist komisch, wie immer, und etwas satyrisch. Es heiſst: *Le Amazzoni moderne.* Hier ist es. Es kommt auf einmal ein niedliches weibliches Volk, roth und weiſs ge-

kleidet, mit einem schwarzen Helm auf dem Kopfe, dahergehüpft, und erlustigt sich in einem Garten. Nicht lange, so erscheint ein Mohr an der Gartenmauer, entdeckt das reizende Häufchen, und fängt aus allen Kräften an zu winken. Siehe, da eilt plötzlich ein schönes männliches Volk herbei, ebenfalls roth und weiſs gekleidet, das sich treflich zu dem weiblichen paſst. Aber sie können nicht in den Garten hineinkommen, und die Amazoninnen, voll Schrecken über diese Erscheinung, holen ihre Gewehre, und legen auf die Männer an, die eilend entfliehen müssen.

Nun stellt man eine weibliche Schildwache zur Bewachung des Gartens aus; aber dieser wiederfährt etwas, wofür ein anderer ehrlicher Soldat hätte Spieſsruthen laufen müssen. Sie wird müde, und schläft ein. Unterdeſs kommt der Mohr, steigt über die Mauer in den Garten, stielt ihr die Schlüssel zur Thür desselben, und läſst die männlichen Krieger herein. Welch ein Erstaunen, als die Schildwache sich ermuntert, als die übrigen Amazoninnen dazu-

kommen, als endlich selbst die Königin erscheint. Sie wollen sie mit den Waffen vertreiben, sie wollen auf sie schiefsen, aber das Männervolk ist gar zu schön. Das Herz hält die Hand zurück, und allmählig, nach Zorn und Drohen, kommen sie sich einander näher. Kurz, auch die Königin findet, dafs ein Mann kein Unthier sey, und ehe man sich versieht, tanzen alle ein zärtliches, ausdrucksvolles Ballet zusammen. Ja, sie üben sich vereint in den Waffen, und machen verwickelte Evolutionen.

Mit Verwunderung habe ich bemerkt, dafs dies pantomimische Amazonenvolk die militairischen Kunstgriffe recht gut verstand, und besonders schön exercirte. Es war immer nur ein Schlag, Gewehr beim Fufs, oder an die Schulter. So viel ich aber erfahren konnte, hat keiner von ihnen Schläge bekommen, um dies so gut zu lernen, wie irgend ein österreichischer oder preussischer Soldat, und ich schliefse daraus, dafs es noch ein anderes Ding, als den Stab, geben mufs, wodurch man die militairischen Anfangsgründe lernt.

Der Mohr konnte nicht exerciren, aber dafür hatte er eine Behendigkeit in den Füſsen, die alle andere Behendigkeit übertraf. Es schien, als wenn sie sich in Ziegen-, in Satyrnfüſse, in Springfedern verwandelten; er gebot darüber, wie fertige Klavierspieler über die Finger.

Unterdeſs die weiblichen und männlichen Amazonen allmählig Liebschaft mit einander machten, fing auch er eine an, kam dabei aber Andern ins Gehege, und ging unter allerhand Beleidigungen leer aus. Was that er? Er eilte schnell fort, kam aber bald zurück, und o Himmel, wie? Er hatte einen Panzer an, und einen ungeheuren Helm auf; dabei trug er ein Schwert in beiden Händen, das mindestens dreimal so lang, als er selbst war, und auch breiter, wie er. Das Schwert Rolands ist nichts dagegen.

Zum gröſsern Schrecken seiner Gegner fängt er an, es zu wetzen, und man kann denken, daſs er endlich, nach manchen komischen Auftritten, den Sieg behält. Dies war die lächer-

lichste Scene im ganzen Ballet. Es hieſs: *Le Amazzoni moderne* wahrscheinlich deshalb, weil unsere neuern Schönen, sie mögen in Amazonentracht seyn oder nicht, so strenge nicht mehr sind, und sich auch in der Liebe leichter besiegen lassen.

Zwischen der pantomimischen Vorstellung kommen gewöhnlich graziöse und auch künstliche Tänze vor. Die ersten haben nur sanfte und angenehme Bewegungen, die letzten sehr heftige, und hohe Sprünge, die man bewundert ohne Gefallen daran zu finden. Vorzüglich ist mir der halsbrechende und schwere Sprung zuwider, wo sie sich in einer schiefen Richtung in der Luft herumdrehen, sodann heftig auf einen Fuſs in derselben Richtung zu stehen kommen, und bei allem Anschein, als hätten sie die Balance verloren, sie dennoch zu erhalten wissen. Indessen ist es angenehm, das Sanfte und Leichtscheinende mit heftiger Kraft und Anstrengung abwechseln zu sehen.

Ich denke, man kennt nun die neapolitani-

schen Opern und Ballets in St. Carlo hinlänglich.

Vom 4ten November 1802 bis zum 12ten Januar 1803, also vom letzten Namenstage der Königin bis zum letzten Geburtstag des Königs, sind *Gli Americani, di Giovanni Schmidt*, gegeben worden. Es betrift die Geschichte aus Marmontel's Inkas, die sich mit dem spanischen Feldherrn Davila, seinem Sohn Gonsalvo, dem Caziken Cabana u. s. w. zuträgt, ist etwas besser geschrieben als Rinaldo und Armida, aber in der Aufführung eben so langweilig. Ist noch jemand begierig, etwas weiters davon zu wissen? Ich hoffe nicht.

Da das Ballet: die Apotheose des Hercules, Vorzüge hat, so ist es auch bei dieser Oper beibehalten, und nur zuletzt ein anderes komisches, unter dem Titel: *Il Turco di buon cuore* hinzugefügt worden.

Die Anstrengung übrigens, die zur Darstellung solcher Pantomimen, und der Tänze dazwischen gehört, ist aufserordentlich. Ich habe eine seltsame Bemerkung gemacht: die Männer

lassen sich diese Anstrengung merken, und gehen gewöhnlich, nach einem heftigen Tanz mit Sprüngen, etwas lahm hinter die Culissen, die Weiber nicht. Jenes öffentliche Zeigen der Ermüdung scheint mir ein groſser Fehler zu seyn, denn es kontrastirt äuſserst mit der eben bewiesenen Kraft, und erweckt unangenehm aus dem Wahn, daſs die Bewegungen dem Tänzer so leicht werden, als sie zu werden scheinen. Wenige Schritte könnten sie wohl noch mit Leichtigkeit machen. Es ist wahr, daſs sogleich andere Tänzer die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber man behält doch oft noch für den Abgehenden ein halbes Auge.

Die Weiber haben in diesem Fall mehr feine Empfindung, und gehen gewöhnlich mit Gewandtheit ab, obgleich auch sie, besonders jene *di mezzo Carattere*, lange Tänze und heftige Sprünge zu machen haben. Der Balletmeister, oder das Publikum müſste hier die Erlahmenden zurechtweisen.

Wetterbeobachtungen in Neapel.

August 1802.

Den 15 Morgens um 6 Uhr $18\frac{1}{2}$ Gr., heiter, Westwind. Um 10 Uhr 21 Gr., ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr., ebenso. Abends um 6 Uhr 25 Gr., ebenso. Diese Vermehrung der Hitze kann von nichts anderm herrühren, als daſs ein kleiner Windhauch, der vorher blies, aufgehört hat. Abends um 10 Uhr 20 Gr., sternklar.

Ich lese in den Zürcher Zeitungen folgende Worte: „Im südlichen Italien, wo seit einigen Monaten eine groſse Dürre herrschte, hat es seit dem 12ten Jul. zu regnen angefangen.“ Dies ist der Gewitterregen, der einige Tage anhielt, und der im vorigen Heft bemerkt ist.

Nach den obigen Worten sollte man glauben, der Regen habe nun angefangen, um fortzudauern; aber seit dem 17ten Jul. ist kein Tropfen Regen gefallen, und dies wäre auch etwas ungewöhnliches. Der Regen soll gewöhnlich im September erst anfangen.

Den 16ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 27 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 28 Gr., ebenso. Abends um 10 Uhr 21 Gr., sternklar. Es ist zu verwundern, daſs man bei dieser Hizze schlafen kann; aber es scheint, als gewöhne sich der menschliche Körper zu allem.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr über 19 Gr. heiter, Westwind. Um 10 Uhr 22 Gr., ebenso. Nachmittags um 3 Uhr 24 Gr., ebenso. Um 5 Uhr kam eine kleine Wolke aus Abend, die allmählig gröſser wurde, und den ersten Schatten gab, den wir seit langer Zeit gehabt haben. Es fielen darauf einige Regentropfen, und es läſst sich hoffen, daſs bald ein gröſserer Regen kommen wird. Aber das Thermometer steht

heute Abend um 10 Uhr noch auf 21 Gr., wobei es trübe ist.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr., heiter, Westwind. Die Hofnung zu einem Regen ist wenigstens für heute verloren. Mittags um 1 Uhr 28½ Gr. Nach dieser Höhe des Thermometers wäre heute der heiſseste Tag. Aber dies ist sehr schwer zu bestimmen, denn ein kleiner Luftzug verändert diese Höhe. Dies bemerkte ich besonders heute. Das Thermometer stieg an der Nordseite des Hauses auf 28½ Gr., und als ich es nachher auf die Südseite hing, wo die Sonne schien, ohne es zu treffen, fiel es auf 26 Gr., weil ein kleiner Wind vom Meer her wehte. Abends um 9 Uhr über 21 Grad, sternklar bis auf die Gegend über dem Pausilipp, wo es trübe ist. Im Winter folgt dann gewiſs Regen.

Den 19ten Morgens um 5 Uhr 19½ Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr., heiter, Westwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 18½ Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 26 Grad,

ebenso. Abends um 10 Uhr 20 Gr., sternklar. Ich habe mich gewundert, wie man in Neapel bei einem kleinen Nordwinde im Winter so empfindlich seyn konnte; aber ich begreife dies jetzt sehr gut. Wenn man drei, vier Monate hindurch von einer Hitze von 20 bis 28 Graden unaufhörlich gebraten ist, so muſs der Körper wohl gegen jedes rauhe Lüftchen empfindlich werden.

Den 21ten Morgens um 6 Uhr 20 Gr., einige Wolken, Westwind. Hinter dem ganzen Pausilipp ist es dunkel, und von der Insel Capri sieht man gar nichts.

Den 27ten. Die Insel Capri hat wieder die Unwahrheit gesagt, und hat dies nachher, samt dem Pausilipp und dem Cap Minervae, noch oft gethan. Es ist kein Regen gekommen, im Gegentheil hat die gewöhnliche Hitze fortgedauert. Aber ich glaube nicht, daſs mir jemand zumuthen wird, dies ewige Einerlei des neapolitanischen Wetters in diesen Monaten aufzuschreiben. Ich würde doch nichts als des Morgens 18 bis 20, am Tage 24 bis 27, und am

Abend 19 oder 20 Grad zu bemerken haben, und dabei unaufhörlich heitrer Himmel und Westwind mit einigen Abweichungen gegen Süden oder Norden schreiben müssen. Doch ist jetzt zu bemerken, dafs der Himmel recht zu arbeiten scheint, um den ersten Regen hervorzubringen. Es ist gewöhnlich des Morgens dunkel und wolkigt über dem ganzen Pausilipp, zu Zeiten auch gegen Morgen über dem Vesuv, die Luft scheint dabei dick, und der Himmel weifslicht zu seyn, da er sonst von einem blendenden Blau ist. Er ist gleichsam schwanger, und hat sogar seine Zeit, die aus ungefähr drei Monaten besteht, an deren Ende man seine Schwangerschaft, wie gewöhnlich zu seyn pflegt, am meisten bemerkt. Wenn nur seine Niederkunft endlich herbeirücken wollte! Sein Spröfsling wird so sehnlich erwartet, wie nur irgend die Geburt eines Kronprinzen, oder eines reichen Erben erwartet werden kann.

Uebrigens sind heute Morgen einige Wolken am Himmel, nur nicht da, wo die Sonne steht, und das Thermometer zeigt bei West-

wind um 8 Uhr 19 Gr. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr., heiter, Westwind. Abends um 11 Uhr etwas über 18 Gr., sternklar. Ueberhaupt ist ein luftiger, erträglicher Tag gewesen.

Den 28ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr., dunkel über dem Meer und dem Pausilipp, auch zum erstenmal einige sogenannte Schäfchen am Himmel. Nordostwind. Einen so kühlen Morgen haben wir seit langer Zeit nicht gehabt. Es hat wahrscheinlich im atlantischen Meer stark geregnet, der wenige Westwind hat uns etwas Kühle hergeführt, und nun geht der Luftzug aus Nordost wieder nach der abgekühlten Gegend. Nachmittags um 2 Uhr 26 Gr., Nordostwind, und Wolken im Norden. Abends um 9 Uhr 18 Gr., sternklar. Den ganzen Nachmittag sind Wolken aus Nordost heraufgezogen, und der gröſste Anschein zum Regen war da; aber heute Abend ist alles wieder klar.

Den 29ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr., heiter, Nordwind. Es will gar kein Tropfen Regen fallen, aber ich denke, man muſs zufrieden seyn, daſs wir wieder eine Temperatur von

15 Gr. des Morgens haben. Sie ist äufserst erfrischend und beinahe kühl. Mittags um 1 Uhr 26 Gr., heiter, Südwind. Nachmittags Westw. Abends um 10 Uhr beinahe 18 Gr., sternklar.

Den 30ten Morgens um 7 Uhr 16 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. einige Wolken, Nordostwind. Abends um 9 Uhr über 18 Gr., Wolken am Himmel, so wie fast den ganzen Nachmittag.

Den 31ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Südwestwind. Nachts um 12 Uhr beinahe 17 Gr., sternklar.

September 1802.

Den 1ten Morgens um 7 Uhr 16 Gr., heiter, Westwind. Man wird bemerken, dafs die Hitze jetzt 2 bis 3 Grad abgenommen hat, obwohl noch kein Regen gekommen ist. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr., heiter, Westwind. Nachts um 12 Uhr 17 Gr., sternklar. Den 2ten

Morgens um 6 Uhr beinahe 16 Gr., heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr., heiter, Südwestwind. Bei dieser anhaltenden Dürre und Hitze begreift man kaum, wie irgend eine Pflanze, selbst ein Baum sich erhalten kann. Dennoch stehen der Vommero und Pausilipp in vollem Grün. Die Erde, so wie ihre Produkte müssen hier eine besondere Beschaffenheit haben. Im Winter erfrieren die zarten Citronen, Pommeranzen und Oelbäume nicht, wenn es auch acht Tage hintereinander so stark friert, daſs man am Mittage noch das Eis bemerkt; im Sommer aber verdorren sie nicht, wenn sie auch Monatelang bei einer brennenden Hitze keinen Tropfen Wasser bekommen. Erklärt man die Erscheinung im Winter durch eine unterirdische Wärme, wodurch soll man sie im Sommer erklären? Zumal, da rings um Neapel Tufstein ist, und die Erde nur in geringer Höhe darüber liegt.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr. wolkigt am ganzen Himmel, Westwind. Mittags

um

um 2 Uhr 26 Gr., heiter, Westwind. Abends um 10 Uhr 18 Gr., sternklar.

Den 4ten Morgens um 5 Uhr 17 Gr., heiter, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 25 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 18 Gr., sternklar.

Den 5ten Morgens um 5 Uhr 16 Gr., heiter, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 27 Gr. heiter, Westwind. Abends um 10 Uhr beinahe 19 Gr., sternklar.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr.; übrigens wie am vorigen Tage.

Den 7ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr., wolkigt, Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. heiter, starker Westwind.

Die Hitze hat bis zum 11ten ununterbrochen fortgedauert, und ist im Gegentheil noch stärker geworden. Seit dem 17ten Jul. haben wir nun keinen Tropfen Regen gehabt, sondern einen fast ununterbrochenen brennenden Sonnenschein. Auch sagen fast alle, daſs sie sich einer so anhaltenden Hitze nicht zu besinnen

wissen. Mir liegen unaufhörlich die Worte aus dem Messias im Sinn:

— — — Er sah die Auen jammervoll liegen,
Und den Karmel oben verdorrt, und Kirioths Festen
Von dem dampfenden Fluge der Flamme verzehrt. — —

— — — — — — — — Der Theurung
Wütende Quaal, und eisern, und ohne Regen den Himmel;
Ach, nur Wolken des Staubs! Drei Städte zu Einer um Wasser
Ziehen, und dürftig sich letzen.

Dies scheint mir ein wiewohl etwas starkes Gemählde von unserm diesmaligen Sommer zu seyn. Mit dem Wasser hat es freilich noch keine Noth, und wenn es auch daran fehlen sollte, so würde bald das gedrängt volle Neapel eine Wüstenei seyn; aber Wolken von Staub steigen genug empor, so daſs der Himmel selbst oft bestäubt aussieht.

Den 10ten bezog sich der Himmel des Morgens sehr mit Wolken, und es schien, als wenn es jeden Augenblick regnen wollte; aber gegen Mittag war alles wieder heiter. Am

Abend hüllten sich die Apenninen, die Insel Capri, und andere hervorragende Berge dicht in Wolken; aber die Natur hier umher hat nun schon so oft gelogen, daſs ich ihr nicht mehr glaube.

Den 11ten Morgens um 6 Uhr 18 Gr., wolkigt am ganzen Himmel, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., Südwestwind. Schon sind einigemal ein Paar Regentropfen gefallen, und immer hat die Sonne wieder gesiegt. Dem Himmel wird die Niederkunft sehr schwer. Aber sie ist vor der Thür, wenn nicht alle Anzeigen, selbst die sichersten, trügen. Denn vom Pausilipp her ist ein schwarzblaues Gewitter im Anzug, und es donnert fast unaufhörlich. Sey willkommen, tausendmal willkommen, Donner, und Blitz, und Sturm, und Regen, und alles was zu einem vollständigen Gewitter gehört! Wir haben deine Kühlung durch ein dreimonatliches Fegefeuer reichlich verdient.

Nachmittags um vier Uhr. Die Hofnung der Neapolitaner ist endlich gekrönt worden. Der Himmel ist nach zweitägigen Wehen mit

einem zweistündigen starken Regen niedergekommen. Es war Zeit, denn es stieg fast kein Staub mehr, sondern nur noch Asche gen Himmel. Auch scheint er sich mit seinem Erstgebohrnen von diesem Herbst viel zu wissen, denn er hat ihn mit einem erschrecklichen Gewitter, worin Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag kam, angekündigt. Während desselben stand das Thermometer bei Westwind auf 17 Gr., nachher bei Nordostwind auf 17½ Gr. Abends um 9 Uhr 16 Gr., halb sternklar. Zum erstenmal zwei Grade tiefer, wie seit 3 bis 4 Monaten gewöhnlich ist.

Den 12ten Morgens um 5 Uhr 14½ Gr., wolkigt, Nordwind. Den Tag über schwül, und Donner mit vielen Wolken. Abends um 9 Uhr etwas über 16 Gr., wolkigt.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 15½ Gr., einige Wolken, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr., heiter, Westwind. Die Hitze ist wieder gestiegen, wahrscheinlich weil noch mehr Regen kommen will.

Den 14ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr., wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 24 Gr., wolkigt und schwül. Abends um 10 Uhr beinahe 17 Gr., wolkigt.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr., wolkigt, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 21 Gr., wolkigt, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 24 Grad, heiter, Nordwind. Abends um 10 Uhr etwas über 15 Gr., halb sternklar.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr etwas über 14 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 25 Gr., heiter, Nordwind. Die Hitze ist bis auf Abend und Morgen wieder zurückgekehrt.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 24 Gr., ebenso.

Diese Temperatur hat wieder bis zum 21ten unter beständiger Dürre fortgedauert. Kaum erinnert man sich hier in dieser Jahrszeit einer solchen Trockenheit. Am 21ten kam des Nachmittags endlich ein kleines Gewitter mit Re-

gen über St. Elmo daher; aber am folgenden Tage war alles wieder klar. Doch spürt man jetzt Mäſsigung der groſsen Hitze.

Den 23ten Morgens um 6 Uhr etwas über 12 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 24 Gr., ebenso. Abends um 10 Uhr 15 Gr. wolkigt.

Den 24ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr., trübe, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr., trübe, Nordwind. Abends um 8 Uhr 14 Gr., trübe und Wetterleuchten.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 12½ Gr., halbheiter, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 19 Grad, Sonnenschimmer, Nordwind. Nachmittags regnigt. Abends um 9 Uhr 14 Gr., trübe.

Den 26ten Morgens um 6 Uhr 12½ Gr., wolkigt, und ein scharfer Nordwind. Mittags 18 Grad, ebenso. Abends um 9 Uhr 13 Gr., regnigt. Fast scheint es, als wäre die Abkühlung zu schnell gekommen.

Diese Abkühlung und dies Regnigte hat noch einige Tage fortgedauert, aber dann ist Trockenheit und Hitze allmählig zurückgekehrt,

und besonders im Anfang des October sehr gestiegen.

October 1802.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr beinahe 14 Grad, heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 27 bis 28 Gr., heiter, Nordwind. Wer kann im October eine solche Hitze erwarten? Abends um 8 Uhr 17 Gr., sternklar.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher wieder vom Wetter zu schreiben, bis sich dasselbe nicht änderte, aber die Hartnäckigkeit desselben zwingt mich, meinen Vorsatz zu ändern, denn es hat den Anschein, als würde ich sonst gar nichts mehr davon zu schreiben bekommen. Wir haben bis heute, den 15ten October, wieder das trockenste Wetter gehabt, ja, eine Hizze von 24, 25 und 26 Graden. Es hat oft den Anschein zum Regnen gehabt, die Gebirge haben sich mit Wolken bedeckt, so wie die Insel Capri, die Spitze des Pausilipp ist wieder-

holt trübe gewesen, und die Apenninen oft gar nicht sichtbar, aber alle diese Barometer haben gelogen. Gegen alle gewöhnliche Beschaffenheit des Wetters ist es in dieser Jahrszeit äusserst trocken.

Ich zweifle, dafs sich das Wetter in Deutschland auf ähnliche Art verhalten wird, mindestens ist dies vorher nicht der Fall gewesen. Aus Schlesien habe ich die Nachricht, dafs dort bis zur Mitte des August ein nasses und kaltes Wetter herrschte, worauf sodann eine Hitze von 27 Graden folgte. Dies ist etwas Unerhörtes, denn wir haben hier nur 28 Grade gehabt. Aus einem andern Theile von Deutschland aber, nämlich aus dem Würtembergischen, lauten die Nachrichten ganz anders. Dort war den Sommer hindurch die gröfste Dürre, so dafs man das Vieh schlachten mufste, weil es kein Futter mehr hatte. Dies stimmt mit dem Wetter in Neapel überein; nur verträgt hier die Erde mehr Dürre.

Nach einem Briefe aus Stockholm mufste man dort bis zum 12ten August Winterkleidung

tragen, und erwartete noch den Sommer, da er schon wieder Abschied in jenen Gegenden zu nehmen pflegt. Da das Wetter so seltsam in Europa seit einigen Jahren ist, so scheint irgend eine Veränderung vorgegangen zu seyn, und die Physiker würden vielleicht einige Entdeckungen machen, wenn sie ihr Auge darauf richten wollten.

Den 15ten October. Mittags um 12 Uhr 26 Gr., heiter, Nordwestwind.

Den 16ten October. Morgens um 7 Uhr 13 Gr., heiter, ein scharfer Nordwind, der Wolken von Staub über die freien Plätze jagt. Mittags um 12 Uhr 26 Gr., heiter, Nordwind. Abends um 10 Uhr 15 Gr., halbsternklar.

Den 17ten October. Morgens um 7 Uhr 14 Gr., heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 22 Gr., wolkigt, Südwind. Abends um 5 Uhr 18 Gr., ebenso. Um 8 Uhr Abends ein wenig Regen.

Geschichte des Tages in Neapel.

August 1802.

Den 14ten. Als ich heute gegen Abend vor dem Schloſsplatz ging, bemerkte ich etwas, das meine ganze Aufmerksamkeit reizte. Zu den vielen schönen Statuen, welche an dem Ehrentempel gegen dem königlichen Palast über angebracht sind, hatte man noch zwei Gruppen hinzugefügt, nämlich an beiden Seiten des Tempels auf einem vorspringenden Piedestal. Zur Rechten bemerkte ich eine männliche nackende Figur, die eine kleine Schale emporhielt, und an seiner Seite eine weiblich bekleidete, die sich auf seine Schulter lehnte. Diese beiden Figuren, die in dem besten griechischen Styl

gearbeitet sind, und deren Köpfe besonders eine erhabene antike Schönheit haben, gewährten einen so reizenden Anblick, daſs sich eine Menge Bewunderer um sie versammelt hatten. Die emporgehaltene Schale, und Mohnköpfe in der Hand der weiblichen Figur, lieſsen mich anfangs vermuthen, daſs die Gruppe Bezug auf Vergessenheit habe, und die Schale Wasser aus dem Lethe andeuten solle. Auch hatte dies nichts Unwahrscheinliches, da die Statuen zur Ankunft der Königin errichtet wurden, und man leicht auf die Vergessenheit alles des Traurigen, das in Neapel vorfiel, hinweisen konnte. Aber ein Kranz von Weinlaub und Trauben um das Haupt der männlichen Figur, so wie ein angebrachter Thyrsusstab, lieſsen vermuthen, daſs Bachus und Ariadne vorgestellt wären. Dies bestätigte sich mir gleich nachher.

Auf der linken Seite des Tempels enthüllte man eben eine andere Gruppe, nämlich zwei schlanke Jünglinge, die sich einander in den Armen hielten, wovon der eine mit aufgerichtetem Antlitz stand, der andere aber sein Haupt

sanft hernieder neigte. Beide hatten einen Stern über der Stirn, und man wird nun leicht errathen, daſs Castor und Pollux vorgestellt waren; auch lieſs sich dies gleich beim ersten Anblick nicht verkennen.

Es ist zweifelhaft, welche von beiden Gruppen am besten gearbeitet ist; mein Gefühl erklärte sich für Bachus und Ariadne, wegen höherer Schönheit der Köpfe, andere hörte ich den Castor und Pollux vorziehen. So viel ist gewiſs, daſs beide Gruppen meisterhaft sind, und in Erhabenheit des Styls Bernini's Werke weit zurücklassen.

Man bedauert dabei nichts, als daſs sie nicht von Marmor, sondern von einer so vergänglichen Masse, als die *charta pista* (gestampftes Papier) ist, verfertigt sind.

Den 15ten. Unterm 7ten August hat der Schauspieldichter Federici, von dem auch einige Stücke ins Deutsche übersetzt sind, z. B. das gefallende Lustspiel: Gleiches mit Gleichem, die Herausgabe seiner Werke in der Florentinischen Zeitung angekündigt. Er gibt sie zu Pa-

dua unter seinen Augen heraus, und es sind im Ganzen 54 Stücke, wovon vier immer einen Band ausmachen. Der vierte Band ist jetzt erschienen.

Ich führe dies als eine Merkwürdigkeit an, weil die italienische Litteratur jetzt sehr mager, und ein angekündigtes Buch etwas Seltenes ist.

Den 17ten. Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren ist die Königin heute Morgen um 6 Uhr wieder hier angekommen. Ihre Reise von Triest bis Manfredonia dauerte sieben Tage, von da ging sie zur Erholung nach Caserta, und traf dann ganz im Stillen mit vier Wagen hier ein. Das traurige Andenken an die verflossenen Begebenheiten hat vielleicht ihr Herz gegen alle Liebe zum Pomp verschlossen. Nachmittags fuhr dieselbe nach der Kirche des heiligen Januarius, um ihre Andacht zu verrichten.

Den 19ten. Der Donner der Kanonen von St. Elmo und den übrigen Kastellen verkündigte heute den Geburtstag des Kronprinzen. Auch

an den fahrenden Kutschen und dem Galla der Bedienten, die unter der Last des Silbers und Goldes seufzten, konnte man dies bemerken. Abends war grofses Fest im königlichen Palast, und die Erleuchtung der Zimmer von vielen hundert Kerzen, gewährte einen sehr schönen Anblick. In St. Carlo wurde die zur Ankunft des Königs verfertigte Cantate: *I voti publici*, gegeben.

Den 24ten. An diesem Tage hielt der Spanische Gesandte, der Marchese di Mos feierlich seinen Einzug in Neapel. Er fuhr von der Strafse Furia, einem entlegenen Ende an der Ostseite der Stadt, aus, und zog durch die ganze Stadt nach Westen zu bis zu seiner Wohnung nicht weit von St. Lucia. Der Aufzug hatte viel Prachtvolles, und eine zahllose Menge Menschen hatte Gelegenheit, ihn zu beobachten. Von Furia bis St. Lucia ist eine kleine Reise, und zwar durch den volkreichsten Theil der Stadt; es konnten also mehrere hunderttausende ihre Neugier befriedigen.

Diese Neugier hatte keinen ganz unwürdi-

gen Gegenstand, denn es liefs sich bei diesem Einzuge etwas von dem spanischen hohen Etikett bemerken. Der Zug bestand aus dreyfsig Kutschen, mit sechs Pferden bespannt. Auf dem Staatswagen, der leer vorauf fuhr, sah man hohe Straufsfedern an den Ecken und Seiten, wodurch er ein prachtvolles Ansehen bekam. Ebenso war der Wagen geschmückt, worin der Gesandte safs. Er hatte zwanzig Laufer vor sich, und eine grofse Begleitung von Bedienten. Die Livree derselben ist ein dunkles Grün reich mit silberdurchwirkten Borten besetzt. Die Unterkleider sind roth. Die schönen spanischen Pferde trugen viel zur Pracht des Ganzen bei.

Als der Zug bei dem königlichen Palast vorbeiging, befand sich die königliche Familie auf dem Balkon desselben. Der König war in seiner weifsen Militair-Kleidung, die Königin nur einfach angezogen; man bemerkte ferner darauf den Kronprinzen, und die Prinzessinnen mit mehreren Ministern, und Personen vom Hofe.

Das Gedränge des Volks auf dem Schlofsplatz war so grofs, dafs die Wagen lange auf-

gehalten wurden, und erst gegen Abend kam der Gesandte bei seiner Wohnung an.

Den 25ten war die zwiefache Ceremonial-Vermählung des hiesigen Erbprinzen mit der Prinzessin von Asturien, und des Prinzen von Asturien mit der hiesigen Prinzessin Maria Antonia. Am Morgen dieses Tages begab sich der spanische Gesandte unter glänzender Begleitung in den königlichen Palast, überreichte seine Beglaubigungsschreiben, und hielt förmlich um die königliche Prinzessin für den Prinzen von Asturien an. Sodann wurden die Vermählungen in der Kapelle des königlichen Palasts von dem Erzbischof und Cardinal Ruffo vollzogen. Nach Tische begab sich die königliche Familie mit einem Zuge von dreifsig Staatswagen unter dem Donner der Kanonen nach der Hauptkirche in Neapel, um dem heiligen Januarius ihre Verehrung zu beweisen. Der Wagen des Königs war mit acht Pferden bespannt und von 25 Laufern begleitet. Da er an jeder Seite drei Fenster hatte, so konnte man König und Königin sehr gut bemerken.

Beantwortung der Fragen

am Ende des zweiten Hefts.

1) Von welcher Seite zeigt sich Voltaire am gröſsten?

Nicht als Dichter, nicht als Philosoph, nicht als Geschichtschreiber, sondern als Vertheidiger der unterdrückten Unschuld.

2) Was ist das erhabenste Geschäft?

Menschen zu Menschen zu bilden.

3) Welches ist das erhabenste Wesen auf der Erde?

Ein weiser Fürst.

4) Mit welchem Thier hat die Gegend um Neapel in Absicht des Ertragens der trocknen und nassen Witterung Ähnlichkeit?

Mit einem Kameel. Sie kann sehr lange brennenden Durst leiden, aber dann auch unbeschreiblich viel trinken.

Die abgedruckten italienischen Worte sind aus dem Jargon, den die Buffo's in Neapel sprechen, und schon im zweiten Heft des Helios, pag. 242, so weit sie übersetzbar sind, übersetzt worden.

Ende des dritten Hefts.

